



Berlin, den 9. April 1898.

Kuba.

Wer nie in glühender Hochsommerhitze im Städtchen Santa Cruz de Tenerifa dreimal täglich Tomaten und mindestens zweimal Fische aß, Der kann sich von der süßen, einlullenden Langeweile des Paradieses keine klare Vorstellung machen, kann nicht begreifen, weshalb der starke, noch gar nicht nervöse Adam sich zu der gefährlichen Apfelmahlzeit verleiten ließ. Die Sehnsucht nach Abwechslung weckt leicht selbst im Sinn der Stärksten, Tugendfamsten den sündigen Trieb und Langeweile ist aller Laster Anfang; man will, wie Ibsens reizend abscheuliche Hilde, endlich einmal etwas Spannendes erleben und möchte in mancher Minute einer amüsanten Sünde gern sein Seelenheil opfern. Auch dazu fehlt in Santa Cruz die Gelegenheit; man lernt da die Sündenstimmung verstehen, aber zur That kann der schlimmste Wille sie nicht rüsten; kein Schlanglein lockt in die Seitengäßchen des Lasters, nur die süße Langeweile erinnert an ein Paradies. Wenn man morgens, recht früh, im warmen Ozean gebadet, einen Spaziergang an der steinigen Küste gemacht und unter Hotelpalmen das erste Tomatengericht verzehrt hat, ist das Tagwerk vollbracht. Anfangs entschließt man sich wohl noch zu Ausflügen nach Laguna, Drotawa oder dem Pic; bald aber lähmt die Hitze die Kraft zur Entschliebung und hindert so tollfühnes Planen. Wozu einen Wagen, ein Pferd, einen Esel besteigen? Wozu sich überhaupt bewegen? Auf Teneriffa bewegt sich kein Mensch freiwillig, während die Sonne scheint. Die Spanier liegen in Hängematten oder langen Schiffsstühlen, zu Hause oder im Klub, und krie-

den erst abends hervor, um der Militärmusik zu lauschen oder bei einem bräunlichen Vorgia ein dunkles Getränk zu schlürfen, dessen Mischung das Geheimniß des gedunsenen Wirthes ist. Dann erscheinen auch die Sennoras und Sennoritas, deren üppige Jugendblüthe das Auge erfreut, und die Paare schieben sich ein Stündchen schattenhaft an einander vorüber. Die Verwegensten gehen auch wohl bis zum bröckelnden Hafendamm hinaus; die Meisten aber, Männlein und Weiblein, kauern auf den durchwärmten Straßensteinen oder warten, bis ein Strohhuhl frei wird, auf dem sie dann sitzen und ins Weite starren können. Nach zehn Uhr entschwindet die holde Weiblichkeit; die Zeit der Serenaden beginnt und die Männer, die keiner Trauten musikalische Grüße zu bringen haben, schlummern auf Steinen oder Strohhühlen weiter, — schlummern und rauchen schwärzliche Cigaretten. Sie schlafen vom Morgen bis zum Abend daheim und können die Nacht deshalb im Freien verpassen. Alles ist still: selten nur schleicht ein Mönch, ein Soldat oder eine träge Magd durch die Gassen und die zärtlichen Klänge der Serenaden verflattern leicht in der linden Nachtluft. Wenn aber auch eine muntere Bande aus voller Kehle galante Lieder über den Marktplatz schmettert, wenn Hilferufe erschallen oder ein Schuß knallt: von den Schlummernden hebt dennoch Keiner das Haupt; Jugend will austoben, Händel giebt's überall und man wird früh genug erfahren, ob wieder einmal irgendwo Einer gemordet wurde. . . Der Fremde schießt sich schnell in die Landesfitt; er gewöhnt sich daran, daß im Hotel kein Stückchen Eis und kein frisches Fleisch zu haben ist, gewöhnt sich sogar an die Tomatenkost und die gewürzten Fischsuppen und findet sich resignirt mit der Thatfache ab, daß auf Teneriffa an keinem Baum der Erkenntniß ein Apfel reift. Die Hitze sänftigt den stürmisch begehrenden Sinn; und mit der Sehnsucht nach Abwechslung schwindet schließlich jeder sündige Trieb.

Einer Versuchung nur lernt der auf das Kanarieneiland verschlagene Fremde nie ganz widerstehen; und da es so ziemlich die einzige ist, die sich ihm bietet, werden strenge Moralisten ihn trotz seiner Entsagung vielleicht zu den schlimmen Adamsöhnen zählen. Wenn ein Schiff dem Hafen von Santa Cruz naht, weicht er von dem geliebten Ruhefisy auf der Azotea und schleppt sich, mag die Sonne noch so heiß brennen, im Schweiß seines Angesichtes zum Landungsplatz hinab. Wer weiß? Das Schiff kann ja das Spannende bringen, das er erleben möchte. Und bringt es Das nicht, so bringt es doch Briefe, Zeitungen, neue Menschen, einen Hauch aus der fernen Welt, in der man lebt, liebt und kämpft, in das schlummernde Paradies. Wo kein Baum der Erkenntniß wächst, muß man sich mit Holzpapierblättern begnügen.

... Es war, vor sechs Jahren, gegen drei Uhr nachmittags. So ungefähr die heißeste Stunde an einem selbst im kanarischen Juli noch ungewöhnlich heißen Tage. Ich trank im Drawing-Room, dem kühlfsten Ort des Hotels Camacho, gerade die sechste Tasse Thee — Limonade nützte schon lange nicht mehr —, als plötzlich ein liebenswürdiger Franzose, der seit elf auf der Azotea geschlummert hatte, ins Zimmer trat und mit einer Lebhaftigkeit, die mich fast erschreckte, rief, der Dampfer aus Havana sei eben angekommen; ob wir einen großen Entschluß fassen und an Bord gehen wollten. Den Besuch der südamerikanischen Schiffe, die von Rio oder Santos nach Hamburg fuhren, hatte die Quarantaineplage uns verwehrt; auf dem havanesischen Boot konnte man vielleicht wenigstens guten Tabak billig einhandeln. Wir hüllten uns in weißen Flanell und fuhren hinüber. Ein schönes, sauberes Schiff. Auf dem Promenadendeck trank der spanische Kapitän Glühwein. In der Offiziermesse lärmten ein paar Kreolen, deren aufgeregtes Wesen seltsam von der feierlichen Würde der Spanier abstach. Und unten, im Mannschaftsraum, lagen drei pechschwarze Burschen auf dem Bauch, spaßten mit einem Affen, dessen Anciennetätrechte selbst der Kapitän gelten ließ, schälten sich Bananenfrüchte und rauchten Cigaretten. Der Franzose, der schon ein Jahr in Santa Cruz schmorte und nur mit Spaniern verkehrte, sprach mit Allen; und Alle sprachen mit ihm über Kuba. So könne es nicht weitergehen, meinte der Kapitän; die Eingeborenen würden nachgerade zu frech und es sei ein Fehler der Liberalen gewesen, daß sie der Insel die spanische Verfassung gewährten; nur die Hand eines harten Herrn könne noch helfen. So dürfe es nicht weitergehen, meinten die Kreolen; der Steuerdruck und die Privilegienvirtschaft der Spanier sei unerträglich geworden, und wenn das von Lopez in der Junta und von den Gulenbrüdern begonnene Werk der Befreiung nicht bald vollendet werde, müsse die unterdrückte Bevölkerung sich an die Vereinigten Staaten wenden; nur die schnelle Gewährung unbeschränkter Autonomie könne noch helfen. Die drei Schwarzen rissen die Augen auf, verzerrten die Wulstlippen zu einem seligen Lächeln und stammelten Allerlei von der Herrlichkeit ihrer Heimath; als sie gefragt wurden, ob ihre Lage sich seit der Abschaffung der Sklaverei wesentlich gebessert habe, grinsten sie einander verschmigt an, stüßten den Kopf auf die Arme und gaben keine Antwort mehr. Bald aber waren sie wieder kreuzvergnügt, balgten sich jauchzend mit dem Affen um einen Bananenzweig und sangen kreolische Lieder, die sie einst auf der Plantage gelernt haben mochten. Abends lungerten sie dann auf dem Marktplatz von Santa Cruz umher und geriethen aus Rand und Band, als die Militärkapelle Carmens Habanera

spielte. Vom Meer strich ein leiser Wind herüber; und in den boshaft sicheren Lockruf müder und doch nach neuen Reizen schon wieder gieriger Wollust klang, wie in die im Genießen morsch gewordene Heidenwelt der zur Einkehr mahnenden Christenruf, dumpf schwingend der letzte Ton der Abendglocken hinein.

Was mag aus den drei schwarzen Kerlen inzwischen geworden sein? Oft mußte ich an sie denken, seit Kuba in unseren Zeitungen so viel Raum einnimmt. Sie waren so harmlos, so ausgelassen vergnügt, daß der Unkundige kaum glauben konnte, die Sprossen eines Jahrhunderts lang unter der Knute gehaltenen Sklavenstammes vor sich zu haben. Die kubanischen Neger, die in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf die Insel geschleppt wurden, um die ausgerottete Indianerbevölkerung zu ersetzen, und ihre Kinder, die Morenos und Pardos, haben freilich nie viel gearbeitet, wenn die Peitsche des Aufsehers sie nicht dazu zwang; und als sie aus den Sklavenketten und von der Knute befreit wurden, mußten die Plantagenbesitzer, um den Betrieb nicht einschlafen zu lassen, chinesische Kulis importiren. Das half. Die Konkurrenz des billigen und rührigen Arbeiters stacheln den trägen stets mehr als der härteste Ruthenstreich. Das moderne Kapital braucht für das Heer der ihm Hörigen keine Knutenschwinger: es gebietet über andere, stillere und wirksamere Mittel, die selbst die ärgste Arbeitscheu geborener Tagediebe leicht überwinden. Meine drei Schwarzen bauen jetzt vielleicht Zucker, Mais oder Tabak. Was konnte es sie kümmern, ob Martinez Campos mild oder Weyler mit unbarmherziger Grausamkeit auf Kuba herrschte und ob nach dem strengen dann wieder ein sanfter Herr kam? Ihr Schicksal blieb stets unverändert; ihre Leiber gehörten von der Wiege bis zur Bahre der spanischen Bourgeoisie und sie würden sicher keinen Unterschied merken, wenn etwa Kreolen oder Amerikaner an die Stelle der Spanier träten. Die humanen Leute, die für Kubas Befreiung vom Kastilianerjoch schwärmen, denken gewiß nicht an die Leiden der Farbigen. Es ist die alte Geschichte: eine Kolonie, die sich lange geduldig vom fernen Mutterland ausbeuten ließ und darin das Walten der Weltordnung sah, wird durch die verfeinerten Formen des Ackerbaues, durch Industrie und Handel mählich revolutionirt; die zu Wohlstand gelangten Eingeborenen streben nach Selbstständigkeit, blicken neidvoll auf die fremden Eroberer, die behaglich in den fettesten Pfründen und höchsten Aemtern sitzen, und verkünden eines Tages, im Interesse der Aermsten müsse der entscheidende Kampf gewagt werden. Warum auch nicht? Die Besitzenden stehen in solchen Kämpfen selten im ersten Glied; und für die geschlachteten Söldner findet man heute in Asien und Afrika bequem reichlichen Ersatz. Die Neger-

aufstände, deren brutale Niederzwingung seit dem Jahre 1812 die Antilleninsel mit Blut gedüngt hat, weckten dem Leid der Aermsten in keiner mitleidigen Seele ein Echo; erst als die kapitalistische Entwicklung des Landes weit genug gediehen war, entschlossen die Herren sich, die Schwarzen aus der Sklaverei zu entlassen, die den gewandelten Wirthschaftszuständen nun nicht mehr entsprach. Jetzt handelt es sich um den Kampf zweier Kapitalistenklassen, — und da macht es sich immer gut, wenn das Interesse der Aermsten ins Feld geführt werden kann. Das oft gesehene Schauspiel zeigt uns auf Kuba eigentlich nur einen neuen Zug: die Jankees möchten die fruchtbare Insel, die Kolumbus einst Juana taufte und die später als Perle der Antillen gepriesen wurde, in ihre Fänge reißen und sind seit Jahrzehnten still und rastlos bemüht, unter den Füßen der faulen, energielosen Spanier Minengänge zu graben. Die spanischen Konquistadoren braucht man nicht zu bedauern; sie haben in dem schönen Lande seit Jahrhunderten unsinnig gehaust, haben, ohne an den kommenden Morgen zu denken, Raubbau getrieben, ihre durch Gewalt erworbenen Privilegien und Frohnrechte eifersüchtig bewahrt und für die innere Kräftigung der Kolonie nicht das Geringste gethan. Es ist nur natürlich, daß die Kubaner sich danach sehnen, der großen nordamerikanischen Republik angegliedert zu werden, daß sie von einem sinkenden sich zu einem aufsteigenden Volk wenden möchten; und wenn die Spanier über Rebellion und Rechtsbruch klagen, muß man ihnen lächelnd die Frage vorlegen, welches heilige Recht ihnen denn erlaubt, an der Floridastraße die Herren und Gebieter zu spielen. Die Jankees haben auf die schöne Antilleninsel noch bessere Ansprüche als die entarteten Enkel des Eid Campeador und sie werden, weil sie auch mehr Geld haben, ihr Ziel erreichen. Nur sollten alle Beteiligte sich die Mühe der Heuchelei sparen. Spanier, Kreolen und Amerikaner denken nicht an Menschenbeglückung, sondern an Mehrung ihrer Handelsprofite und werden, wie bisher, auch künftig bereit sein, ihrem Kapitalistenvortheil Leben und Wohlfahrt der Masse zu opfern. Wer immer siegen möge: meine drei Schwarzen werden bei kargem Lohn Zucker, Mais oder Tabak bauen, — wenn sie inzwischen nicht in den Kämpfen der spanischen und der kreolischen Bourgeoisie gefallen sind.

Auch lebend würden sie kaum je erfahren, wo jetzt das Geschick ihrer Heimath entschieden wird. Noch ist, während diese Zeilen geschrieben werden, Mac Kinleys Botschaft an den Kongreß und die Aufnahme, die sie in Washington und bei den Jingos findet, nicht bekannt, noch liest man in den Zeitungen, der nächste Tag könne den Ausbruch des Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien bringen. Das würde ein lustiger

Krieg werden, ein ganz moderner, — ein Börsenkrieg. Die Spanier haben kein Geld, die Yankees haben keine Flotte. Aber für diesen Krieg wären die gewöhnlichen Waffen, wären Truppen, Kanonen und Panzerschiffe auch gar nicht brauchbar; ihn werden die Besizer der spanischen und der amerikanischen Werthpapiere unter einander ausfechten und das Handgemenge hat, wenn nicht alle Zeichen trügen, längst schon begonnen. Früher wählte man, nur der Ehrgeiz eitler Monarchen oder in ihrer Machtstellung bedrohter Minister könne zu Kriegen führen und nie werde ein freies, souveraines Volk frevelnd zum letzten, furchtbarsten Mittel der Könige greifen. Jetzt erleben wir das neue Schauspiel eines von der Plutokratie vorbereiteten und in wollüstigen Fiebersehauern ersehnten Krieges. Die Leute, die auf Lieferungen für die Marine hoffen oder auf eine Hauffe in amerikanischen Eisenbahnpapieren rechnen, rufen in hehrem Patriotengefühl zur Schlacht; die Anderen, die spanische Extérieurs liegen haben, erwarten steigende Kurse für den Tag, wo die Yankees für Kuba einen guten Preis zahlen werden, und blasen deshalb mit vollen Backen die Friedensschalmei. Darf man zweifeln, wer siegen wird? Die Amerikaner stützt auf beiden Seiten des Ozeans die ganze Hauffepartei; und gegen diese Schutztruppe ist mit Kaperbriefen und Torpedos, ist selbst mit der wilden Bravour verzweifelnder Toreros nicht viel auszurichten.

... Einst gleich Kuba wohl Teneriffa: kein Baum der Erkenntniß, keine Kultur, — ein schlummerndes Paradies, in dem die Schlange die Eier noch nicht aufgescheucht hat. Da kamen die Kapitalisten aus dem europäischen Süden und dem amerikanischen Norden, sahen, daß im Schoß der Antillenkönigin Schätze ruhten, und machten sich still an die Arbeit. Sie brauchten billige Hände und warben erst Nigger und, als die nicht mehr billig genug waren, Kulis. Und nun begann die Entwicklung, die man, mit einem stolz klingenden Namen, Kulturgeschichte nennt. Der kapitalistische Geist rüttelte das Land aus langem Schlaf; und als die Rechtszustände den veränderten Bedürfnissen nicht mehr entsprachen, regte sich, leise zunächst und dann lauter, der Aufruhr und ein Kampf hub an, der scheinbar für ideale Güter und Menschenrechte, in Wirklichkeit aber für die Modernisirung der Wirthschaftsverhältnisse geführt wird und in dem der für die neue Form des Kampfes ums Dasein besser Gerüstete siegen muß. Die Fremden sollten in Santa Cruz nicht über Längeweile klagen: wenn sie weicht, welkt unter dem hellsten Himmel das Paradies.



Was läßt sich zur Hebung der philosophischen Bildung thun?

Wie schlecht es heute mit der philosophischen Bildung der Deutschen steht, Das ist Wenigen bewußt und noch Wenigere machen sich darüber Sorge. Vom Hauptstrom der Zeit wird die Philosophie, wenn nicht gänzlich verschmäht, so doch als eine bloße Nebensache behandelt. An den gelehrten Schulen bildet sie nicht mehr einen regelmäßigen Unterrichtsgegenstand, sondern es liegt an der Zufälligkeit der Lehrer, ob irgend welche Anregung nach jener Richtung erfolgt; was sich an philosophischer Unterweisung vorfindet, Das ist schrittweise preisgegeben worden, nicht durch die Schuld der Unterrichtsverwaltung, sondern durch einen mächtigen Zug der Zeit, dem jene nur zögernd folgte. Die Universitäten halten natürlich die Philosophie fest und finden dafür nicht selten zahlreiche Hörer, aber unter der Gesamtzahl der Studierenden bilden diese nur eine Minorität; und von ihnen wieder gelangen nur Wenige zu einem zusammenhängenden Studium und einer technischen Durchbildung in der Philosophie. Man hört diese oder jene Vorlesung, man liest dieses oder jenes Buch, aber man thut es meist ohne festen Plan und ohne einen inneren Zusammenhang; man rafft endlich auch wohl zum Zweck irgend welches Examens mit Hilfe geschickter Handbücher seine Kenntnisse zusammen, aber wie wenig damit für die Dauer gewonnen ist, Das wissen wir Alle. Darüber kann man zweifeln, daß die Philosophie heute die Philosophie keine geistige Macht mehr bedeutet, daß sie nicht mehr als ein nothwendiges Stück höherer Bildung anerkannt und geschätzt wird.

Wie gering unsere Zeit von der Philosophie denkt, dafür erscheint namentlich bezeichnend folgende Thatsache und mehr noch als die Thatsache selbst der Umstand, daß sie wie selbstverständlich hingenommen wird. Die technischen Hochschulen, diese eigenste Schöpfung unseres Jahrhunderts, wollen mit Recht auch für die allgemeine Bildung Sorge tragen; sie besitzen deshalb gewöhnlich Lehrstühle für Geschichte, Literatur, neuere Sprachen, Staatswissenschaften u. s. w. Einen Lehrstuhl für Philosophie hat meines Wissens bei uns nur die Hochschule zu Dresden; die übrigen erklären durch das Thatsächliche ihrer Einrichtung, daß sie die Philosophie nicht mehr zu den bildenden Fächern rechnen.

Im Ueberblicken des Ganzen, was heute in Deutschland für die philosophische Bildung geschieht, empfängt man den Eindruck, daß, was als Erb-
 "igē" der Vergangenheit an uns kam, seine Existenz zum Glück verliert,
 daß aber, wo die Zeit ihre eigenen Wege geht, sie die Philosophie einfach ablehnt. Je moderner, desto unphilosophischer! Läßt sich ein solcher Zustand

als normal betrachten und hinnehmen? Sehen wir, was nach früheren Ueberzeugungen die Philosophie der Bildung des Menschen leisten sollte. Es war Zweierlei: erstens sollte sie einen Grundstock von Ueberzeugungen sichern, die zur inneren Einheit und auch zur Befestigung des Lebens dienten und namentlich die Ziele des Handelns klärten; dann aber erwartete man von ihr eine formale Schulung des Denkens, eine Sicherheit in der Handhabung der logischen Befehle. Daß beide Aufgaben heute veraltet sind, wird Niemand behaupten; die Ablehnung der Philosophie kann nur in der Meinung erfolgen, daß für ihre Lösung heute bessere Mittel und Wege gefunden sind, als die Philosophie gewährte. In Wahrheit bietet sich jetzt eine andere Art der Lösung; es ist die Arbeit unmittelbar an den Dingen, es sind die großen Komplexe des praktisch-politischen wie des wissenschaftlich-technischen Wirkens, die unablässig eine Erziehung der Individuen üben. In den Hauptgruppen der Arbeit stecken allgemeinere Ueberzeugungen, ja, es steckt in ihnen eine gewisse Lebensanschauung; sie wirkt, wenn auch unvermerkt, auf Jeden, der in die Arbeit eintritt; gegenüber der Anschaulichkeit und Eindringlichkeit ihrer Leistung mag alle philosophische Lehre ein abstraktes Schattenbild danken. Zugleich aber sind jene Gebiete, namentlich die Einzelwissenschaften mit der Vollenbung ihrer Methode, eine unvergleichliche Macht formaler Bildung geworden, sie erzieht ihren Jünger ohne viel Raisonnement durch den Zwang der Arbeit selbst; und diese Schulung im Ringen mit den Dingen läßt mit ihrer Sicherheit und Feinheit das Verfahren der überlieferten Schullogik leicht als primitiv und roh erscheinen. So ist die Lage offenbar gegen früher erheblich verändert; ein Monopol für die Entwicklung von Lebensanschauungen und für die Schulung des Denkens besitzt die Philosophie nicht mehr. Aber daß sie überflüssig geworden sei, indem die neue Art Alles leistet, was früher ihr zufiel, Das ist damit noch nicht erwiesen. Vielmehr hat jene Art gerade in Dem, was ihre Größe bildet, in der engen Verbindung, dem unzertrennlichen Verwachsen der geistigen Thätigkeit mit dem besonderen Vorwurf, zugleich eine Schranke. Denn dieser Weg ergibt weder eine volle Klarheit und Freiheit noch die nothwendige Universalität. Keine volle Klarheit, weil die Ueberzeugungen nicht selbständig genug heraus-treten, um zur Sache eigener Prüfung, Entscheidung und Verantwortung zu werden; keine genügende Universalität, weil jene Arbeit an der Sache sich naturgemäß auf einen besonderen Kreis bezieht und die aus seiner Erfahrung entwickelte Ueberzeugung nur einem Theil der Wirklichkeit entspricht: leicht verschwindet hier der Mensch hinter dem Naturforscher, dem Historiker, dem Politiker u. s. w., die partikularen Lebensanschauungen dieser aber mögen sich bis zu schroffem Konflikt entzweien, die wachsende Differenzierung der Arbeit muß die innere Gemeinschaft der Menschheit mehr und mehr zerstören.

So sorgt die Arbeit der einzelnen Gebiete keineswegs für ein wirk-

James Ganze von Ueberzeugungen. Und doch sollte man nach dem Anblick der Zeit meinen, daß ein solches heute nöthig genug ist. Denn augenscheinlich stehen wir inmitten großer Verwickelungen prinzipieller Art und es ringen im Leben, Handeln und künstlerischen Schaffen schroffe Gegensätze um den Sieg; immer empfindlicher wird der Mangel gemeinsamer Ziele und Ideale. Wer in solcher Lage eine innere Unabhängigkeit bewahren und in die Arbeit die Kraft des ganzen Menschen einsetzen will, Der bedarf einer Ueberzeugung vom Ganzen des Lebens; dazu aber ist unentbehrlich die Hilfe der Philosophie. Ihre Zurücksetzung besagt nichts Anderes als eine Erniedrigung des geistigen Niveaus, einen Verzicht auf eine Lebensführung aus dem Ganzen und Eigenen.

Nicht viel anders steht es mit der formalen Bildung; auch ihr fehlt ohne Mitwirkung der Philosophie die nöthige Freiheit und Universalität. Wie oft zeigen sich die in den einzelnen Gebieten Tüchtigen unfähig zu einer bewußten Darstellung und Rechtfertigung ihrer Methode, wie leicht wird das intellektuelle Vermögen einseitig entwickelt, wie unsicher und unbehilflich erscheinen die Arbeitenden oft jenseits ihres Spezialgebietes! Auf die Regeln der Logik herabsehen dürfte allenfalls, wer sich in ihrer Handhabung völlig sicher fühlte; daß unsere Zeit so klar in ihren Begriffen, so bestimmt in ihren Urtheilen, so folgerichtig in ihren Schlüssen sei, um ein Recht zu solchem Gefühl zu haben, läßt sich schwerlich behaupten. Ferner ist die Logik nicht nur ein Mittel zur Klärung des eigenen Gedankenstandes, sie ist auch ein vorzügliches, ein unentbehrliches Werkzeug im Kampf der Geister. An solchen Kämpfen fehlt es heute wahrlich nicht; warum unterlassen wir es, jene Waffe zu schleifen und geschliffen zu halten? Wenn heute protestantische und katholische Theologen polemisch zusammenstoßen, so ist gewöhnlich der Katholik in der Debatte überlegen; sollte Das nicht in einigem Zusammenhang damit stehen, daß er eine gründliche logische Ausbildung erhalten hat, während Das bei dem Protestanten leider eine Ausnahme bildet?

Kurz, man kann die Philosophie bei Seite lassen, aber man kann es nicht ohne Schaden. Solchen Schaden mag der Einzelne ruhig hinnehmen, nicht aber darf und kann es das Ganze der Menschheit. In ihrem Leben muß die Philosophie wieder eine bedeutendere Stellung gewinnen. Daß Dies geschehe, liegt wesentlich nicht an äußeren Einrichtungen, sondern an inneren Bewegungen; die Hauptsache ist ein Wiedererstarren des Verlangens nach einer kräftigen Einheit der Gedankenwelt und nach einem vernünftigen Inhalt des Lebens. Das aber sind Aufgaben weitaussehender Art, die in die Zukunft weisen; die nächste Frage geht dahin, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen zur Hebung der philosophischen Bildung geschehen kann. So beschränke ich mich heute allein auf diese Frage.

Unbedingt muß an den Gelehrtenschulen mehr für die Philosophie ge-

than werden. Ein abgefordertes Unterrichtsfach braucht sie deshalb nicht zu bilden. Das verbietet nicht nur die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, bei der gegenwärtigen Bedrängung der Schule durch neue und wachsende Forderungen dafür einen freien Platz zu finden, es spricht dagegen auch die eigene Lage der Philosophie. Ihre Stärke liegt heute durchaus in den peripheren Gebieten, namentlich an den Berührungspunkten mit der Naturwissenschaft und mit der Geschichte; in den centralen Fragen und beim Reinmenschlichen ist sie matt, unsicher und zersplittert. Wollten wir z. B. einen dogmatischen Unterricht in der Ethik bieten, wir müßten entweder bloße Allgemeinheiten geben, die den Zeitaufwand nicht lohnten und dem Lernenden nur Widerwillen einflößten, oder wir müßten den Schüler mitten in die Parteikämpfe der Gegenwart versetzen und Das kann nun und nimmer Sache des Unterrichtes sein. Frühere Zeiten hatten eine feste Tradition philosophischer Lehren und zugleich auch des Unterrichtes: nachdem ganze Epochen Aristoteles beherrscht hatte, mußte er bei uns im Jahrhundert der Aufklärung dem damals so gefeierten Wolff weichen. Kant ist bei aller überragenden Größe zu einer solchen Stellung im Unterricht nicht gelangt; und er ist nach der Natur seiner Philosophie dazu in Wahrheit nicht geeignet. So fehlt uns heute eine feste Tradition; künstlich erzwingen und aufdrängen aber läßt sie sich nicht.

Damit gelangen wir zu dem Ergebniß, daß sich heute an den Gelehrten-schulen die Philosophie nur im Anschluß an andere Fächer treiben läßt. Insbesondere kann die Erweckung von Ueberzeugungen und Werthschätzungen, die Entwicklung einer philosophischen Welt- und Lebensanschauung, nicht durch einen lehrhaften Vortrag, sondern nur in Anknüpfung an große historische Vorbilder erfolgen. Als solche Vorbilder behalten die griechischen Denker, behalten namentlich Plato und Aristoteles einen unvergänglichen Werth. Gewiß muß alle Beschäftigung mit ihnen die innere Wandlung der Zeiten und den Gegensatz des modernen Denkens unablässig im Auge behalten, unmöglich läßt sich noch scholastischer Art die Arbeit auf jene Stufe zurückschrauben. Aber zur Einführung bleiben jene Denker besonders geeignet, weil bei ihnen die Probleme wie die Lösungen noch einfacher und durchsichtiger sind, weil alle Mannichfaltigkeit in festen Zusammenhängen steht, weil durch alle Mühe der Begriffsarbeit große Gefühnungen und ausgeprägte Persönlichkeiten hell hindurchscheinen. Einer stärkeren Beschäftigung des gelehrten Unterrichtes mit diesen Denkern kommt auch eine Bewegung der klassischen Philologie entgegen. Noch vor einigen Jahrzehnten wurden die Philosophen von ihr mit Ungunst behandelt; es schien, als seien zur Einführung in das Alterthum die Dichter, Historiker, Redner weit geeigneter als die Denker. Heute ist diese wunderliche Meinung aufgegeben; wir finden die hervorragendsten Philologen in fruchtbarer Arbeit an der Erforschung von Philosophen. Das muß seine

Folgen auch auf den Schulunterricht erstrecken: er kann zugleich die beste Vergegenwärtigung der antiken Welt erreichen, indem er sich gründlich mit ihren leitenden Denkern beschäftigt. Manches — ich möchte sagen: das Beste — von Plato und Aristoteles ist für den Unterricht keineswegs zu schwer, man muß sich nur einige Mühe geben, es der Jugend in angemessener Form darzubieten. Und in dieser Richtung zeigt sich schon eine höchst erfreuliche Bewegung. Unter der Leitung des Professors Vinde erscheint eine Sammlung von „Klassiker-Ausgaben der griechischen Philosophie“ (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses), die speziell für die Bedürfnisse der obersten Stufe des Gymnasialunterrichtes eingerichtet ist und mit vollem Bewußtsein für die Hebung der philosophischen Bildung arbeitet. Nicht minder werthvoll sind Bestrebungen, wie sie in dem eben erschienenen Buch des Professors G. Schneider „Die Weltanschauung Platos, dargestellt im Anschluß an den Dialog Phädon“ (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) zum Ausdruck kommen. Jenes unvergleichliche Meisterwerk Platos wird hier klar und geschickt in seinen einzelnen Abschnitten dargelegt, erklärt, zusammengefaßt und zur Einführung in das Ganze der platonischen Weltanschauung verwandt. Mag man sich noch so kritisch zu den Ergebnissen des Phädon verhalten: sein Problem wird immer den denkenden Menschen anziehen; zugleich entwickelt die Behandlung durch Plato eine reiche Fülle der wichtigsten Begriffe, die zum unverlierbaren Bestande der geistigen Arbeit gehören. Schriften, die solche Werke auch der Schule näher bringen, möchten wir eine weite Verbreitung und zahlreiche Nachfolge wünschen; dann könnte in Wahrheit der griechische Unterricht das Hauptmittel einer philosophischen Bildung werden.

Was immer hier an Inhalt geboten wird, Das muß auch der formalen Bildung Dienste leisten. Aber daneben läßt sich auf irgend welche systematische Behandlung der Logik nicht verzichten; die Schule ist dafür unentbehrlich, weil sie allein jene feste Einübung und sichere Handhabung der Elemente durchsetzen kann, welche die Voraussetzung aller bleibenden Wirkung der Logik bildet. Ihren besten Anschluß aber wird die Logik im deutschen Unterricht finden, wo der Auffas sofort zur Umsetzung der Einsichten in eigene Thätigkeit auffordert. Freilich stellt auch der logische Unterricht in der Neuzeit neue Forderungen. Die Schullogik unterliegt leicht der Gefahr, Nothwendiges zu versäumen, indem sie Ueberflüssiges thut. An der Ausscheidung des Ueberflüssigen aus dem von der Scholastik überkommenen Bestand arbeitet aber die logische Wissenschaft heute mit großem Eifer; Das wird sicher auch der Schule zu Gute kommen. Zugleich mit solcher Abstreifung von Verwelktem bedarf es einer engeren Verknüpfung der Logik mit der lebendigen Arbeit der Wissenschaft. Für die Schule besagt Das namentlich eine richtige Auswahl der Beispiele. Nichts hat mehr Widerwillen gegen die herkömmliche Logik erzeugt

als die Verwendung nichtsfagender, ja läppischer Beispiele; hatte man sich umständlich mit Sätzen der Art zu befassen, daß Cajus sterben müsse, weil er ein Mensch sei, alle Menschen aber sterben müßten, so war es nicht verwunderlich, wenn schließlich die ganze Logik als ein Breittreten selbstverständlicher Dinge erschien. Um das zu vermeiden, sind die Beispiele aus der tatsächlichen Arbeit der Wissenschaft auszuwählen; sie müssen wirkliche Probleme enthalten, die auch dem Lernenden Aufgaben stellen und ihn in eigene Bewegung versetzen. Kommt deutlich zur Einsicht, wie viel sich an die scheinbar einfachen Funktionen knüpft, wie viel Arbeit große Denker auf Definitionen, Einteilungen u. s. w. verwandt und wie sehr sie dabei ihre Eigenthümlichkeit ausgeprägt haben, werden Schlussketten zur Auflösung vorgelegt, in denen sich ein bedeutender Gedankenlauf entfaltet, so wird die Logik bald aufhören, als ein leeres Spiel zu gelten. Wir bedürfen demnach geschickter Sammlungen logischer Beispiele für die besonderen Zwecke der Schule; dafür hat schon Trendelenburg in seinen „Erläuterungen zu den Elementen der aristotelischen Logik“ gearbeitet, dafür haben auch neuerdings vortreffliche Männer, wie z. B. Freyer und Polle, gewirkt; hier bleibt noch Manches zu thun übrig. Nur vereinte Arbeit und längere Erfahrung kann diese Aufgabe gelingen lassen.

Was die Hochschulen anbelangt, so muß wenigstens in einem Worte der Wunsch zum Ausdruck gelangen, die völlige Ignoranz der Philosophie an den technischen Hochschulen möge endlich aufhören; wer solche Ignoranz nicht sofort als einen Mißstand empfindet, Den würden weitere Gründe nicht überzeugen. An den Universitäten fehlt es nicht an Fürsorge für die Philosophie, und wenn die Entwicklung der Wissenschaft neue Bedürfnisse hervorgetrieben hat, wie z. B. in der Psychologie, so ist eine Befriedigung bald erfolgt. Daß heute in den philosophischen Vorlesungen die centralen Probleme gegen die peripheren stark zurücktreten, daß z. B. Metaphysik, Religionphilosophie, Philosophie der Geschichte von manchen Universitäten ganz verschwunden sind, Das entspricht der Hauptrichtung der Zeit und wird sich nur durch die eigene Bewegung der Wissenschaft ändern lassen. Aber es giebt einen Punkt, wo auch in den Einrichtungen ein Fortschritt möglich und erwünscht scheint. Dem akademischen Betriebe der Philosophie, wie freilich auch dem der anderen Geisteswissenschaften, fehlt ein Zwischenglied zwischen den Professoren und den Studenten, fehlt Das, was die Mediziner und Naturforscher an den Assistenten besitzen. Von allen Seiten ertönt heute der Ruf, die bloßen Vorlesungen genügen nicht, die eigene Thätigkeit der Studenten müsse mehr angespannt werden. Gewiß; nur sei nicht vergessen, daß, wie alle Thätigkeit, so auch diese ihre Voraussetzungen und Bedingungen hat, namentlich bei einem so hoch entwickelten technischen Stande des Wissens, wie ihn die Gegenwart bietet. Es bedarf dazu eines Besitzes von Kenntnissen und einer Schulung in der

Methode, die sich nicht so leicht und nebenher ergibt. In der Philosophie wäre z. B. nothwendig eine Weiterführung der logischen Elementarbildung, eine Einführung in die Grundbegriffe und Hauptprobleme, auch in die Terminologie, eine Analyse und Erläuterung schwieriger Werke — man denke nur an Kants Kritik der reinen Vernunft —, Uebersichten und Repetitorien der Geschichte der Philosophie u. s. w. Das Alles ist nicht Sache der Professoren und es ist auch nicht die Aufgabe der Seminare, denen es heute gern zugewiesen wird. Denn das Ziel der Seminare ist nicht sowohl, die Lernenden in dem vorgefundenen Bestande der Wissenschaft zu orientiren, als sie zur eigenen Weiterarbeit an der Wissenschaft zu üben, dieser selbständige Jünger zu gewinnen; Das wird sich, namentlich in der Philosophie, immer auf eine kleinere Zahl erstrecken und läßt sich nicht verbreitern, ohne sofort zu sinken. So bleibt jene Einführung in den thatsächlichen Stand der Wissenschaft eine Aufgabe für sich und fordert eigene Kräfte; sie fordert Assistenten, denen sie als eine besondere und umgrenzte Pflicht zufällt. Solche Assistenten mögen oft die Privatdozenten sein und aus jenen mögen diese oft hervorgehen, aber der inneren Beschaffenheit nach bleiben die Aufgaben verschieden; ein tüchtiger Assistent braucht noch keineswegs ein guter Privatdozent zu sein, und umgekehrt; auch ist ja keineswegs sicher, daß an jeder Universität ein Privatdozent für Philosophie vorhanden ist und daß er Lust und Geschick zu jener anderen Aufgabe hat. Deshalb ist es wünschenswerth, daß an jeder Universität eine ständige Assistentenstelle eingerichtet würde, was mit bescheidenem Aufwand geschehen kann; solche Einrichtung könnte dazu beitragen, der Thätigkeit der Professoren einen festeren Untergrund zu geben und das Studium der Philosophie wissenschaftlicher und zusammenhängender, minder dilettantisch und zerstückelt zu gestalten, als es heute meist betrieben wird. Was sonst zur Förderung der Philosophie an den Universitäten geschehen kann, ist mehr die Sache der einzelnen Dozenten und steht in engem Zusammenhang mit ihrer Art und Persönlichkeit; es muß außer Acht bleiben, wo von allgemeinen Einrichtungen die Rede ist.

Wir sehen, daß es nicht an Angriffspunkten zur Hebung der philosophischen Bildung fehlt. Das Einzelne mag dabei unbedeutend scheinen; durch die Verbindung läßt sich auch innerhalb der geistigen Lage der Gegenwart erheblich mehr erreichen, als heute gewöhnlich erreicht wird. Nur müßte das Hauptziel als eine Sache von Werth und Bedeutung anerkannt werden, nur müßte auch die öffentliche Meinung darüber klar sein, daß auf geistigem Gebiet eben so wenig wie auf materiellem Erfolge möglich sind ohne Ernst und ohne Arbeit.

Jena.

Professor Rudolf Euden.



Der Kirschbaum.

Diese grüne verschwiegene Wildniß!
 Das ganze Thal entlang zogen sich saftige Wiesen, die ihre breite Schönheit jedem Blicke preisgaben, aber in ihrer Mitte lag ein lauschiges Stück Wald: Das war eine grüne verschwiegene Wildniß! In dem nahen Dorfe hieß dieser Hain „das Schänzle“, weil Schanzen und Wällen die langgestreckten Erdhausen glichen, die man vor vielen Jahren zusammengeführt und hier aufgeschichtet hatte, als die Wiesen zur Entwässerung mit Gräben durchzogen wurden. Um das Schänzle kümmerte sich Niemand und so wuchsen hier Erlen und Eschen und Kiefern in buntem Gemisch fröhlich um die Wette und wurden majestätische Bäume, die in der Sommersonnengluth köstlichen Schatten spendeten. Später war allerlei Unterholz groß geworden und hatte auf dem lockeren Erdreich der aufgeworfenen Wälle dichtes Gebüsch gebildet. Das umschloß nun rings den Hain wie eine Mauer, so daß es kein heimlicheres Plätzchen in der Welt gab als das Schänzle. Kaum zeugte noch ein verwittertes Brückenbrett über dem tiefsten Graben von sorglicher Menschenhand: im Uebrigen hatten die Bäume und Sträucher, die Anemonen und Narzissen hier das Wort und sie sprachen mit viel anmuthigem Hin- und Herneigen, verschämtem Geflüster, unwilligem Kopfschütteln oder beifälligem Gemurmel den lieben Sommer lang über Alles, was ihnen die jungen Dichter im Frühling vorgesungen hatten, und immer waren sie uneins über das Lied, das der Fink oder der Dompfaff, der Zeisig oder die Amsel gezwitschert; nur über den Sang der Nachtigall sprachen sie nicht. Wenn sie stötte, so schwiegen Alle, — und Alle verstanden sie.

Auf dem Schänzle war auch ein Kirschbaum groß geworden, ein schlanker Baum mit glänzender grauer Rinde, der trug süße rothe Früchte. Wenn er blühte, sahen alle Bäume im Hain voll Freude auf ihn und sagten unter einander: „Nun ist's Frühling, nun müssen wir uns sputen, grün zu werden!“ Und wenn die Blüthe fruchtkräftig geworden war, dann schüttelte der Baum die feinen weißen Blättchen ab, daß sie wie verspätete Schneeflocken in der Luft wirbelten und sich neckisch auf das Gebüsch rings niederließen.

In der Nähe des Kirschbaumes stand ein struppiger Brombeerstrauch, der trug kleine schwärzliche Beeren, die im Schatten nicht reif wurden. Er sah die glänzenden Früchte des Kirschbaumes schwellen und es verdros ihn, daß sie so süß und roth und voll waren, während die seinigen klein und bitter blieben. Er streckte eine dornige Ranke aus, faßte den Baum fest an und rief: „Noch mir Platz, Du beschattest mich, neidischer Baum, Du bist schuld, daß meine Früchte herb sind.“ Der Kirschbaum verstand ihn gar nicht und schwieg; aber das Weißblatt hatte die Worte des Brombeerstrauches gehört, winkte ihm

mit einem graugrünen Zweige verständnißvoll zu und flüsterte: „Du hast Recht, mir geht es just wie Dir. Wenn ich blühe, kommt kaum eine Biene, um Honig zu sammeln, und kein weicher Lufthauch spielt schmeichelnd mit mir und raubt mir losend meinen Duft, denn ich stehe im Schatten. Der Kirschbaum nimmt Luft und Licht für sich allein.“ „Ja“, rief der Brombeerstrauch laut, „er gönnt uns Andern nichts, auf unsere Kosten wird er groß!“

Jetzt hatte der Baum ihn verstanden und wehrte ganz erschrocken den garstigen Brombeerstrauch ab. „Ihr thut mir Unrecht“, versicherte er, „die Erlen und Eschen beschatten Euch mehr als ich; kann ich dafür, daß hier so viele Bäume stehen?“

„O bewahre“, meinte der Brombeerstrauch, „Das sind leere Ausflüchte, Du bist, Du nimmst uns Luft und Licht, weil Du süße rothe Früchte tragen willst.“

„Gewiß will ich Das“, erwiderte sanft der Kirschbaum, „ich nehme jedoch nur, was ich dazu brauche.“

„Aber der Brombeerstrauch will auch Früchte tragen“, eiferte das Weisblatt. „Bist Du denn mehr als wir? Wenn Du da stehst und Dich in der Sonne breit machst, kommen wir Andern zu kurz.“

Der wilde Hopfen hatte gemerkt, daß Etwas vorging und war mit langen Schritten neugierig herangekommen. „Wenn ichs mir recht überlege“, mischte er sich nun ein, „so haben wir alle Drei Grund, zu klagen. Es ist schlimm um uns bestellt; wir kriechen unser Lebtag am Boden, der Baum da steht aufrecht und strebt frei in die Lüfte. Was haben wir von unserm Leben?“

„Nichts als Mühe und Arbeit haben wir“, entschied der Brombeerstrauch; „aber muß es so sein? Soll es immer so sein?“

Der Kirschbaum wehrte sich lebhaft: „Was legt Ihr mir da Alles zur Last! Habe ich mich hierher gepflanzt, Euch und mich verschieden gemacht? Mutter Erde hat es so haben wollen und deshalb wird es so wohl gut sein. Ich thue, was ich soll. Mein Stamm steht aufrecht und meine Zweige breite ich aus, weil ich muß; wäre ich sonst ein Baum? Und ich blühe und trage süße rothe Früchte, weil die Fülle des Saftes mich drängt, und wenn ich blühe, loben die Menschen Gott und sagen: Wie schön bist Du! Und wenn ich Früchte trage, zwitschern die Vögel: Wie gut bist Du! Ich erfreue und erquicke und nütze, — wollt Ihr mir Das verargen?“

Der Brombeerstrauch flüsterte dem Hopfen und dem Weisblatt zu: „Schweigt jetzt, die Bäume möchten uns hören. Heute Abend, wenn die erste Fledermaus fliegt, sprechen wir weiter.“ Damit ließ er den Kirschbaum los und bog sich zurück, als ob er dem Baume Recht gäbe und in sein Schicksal ergeben sei.

Die Sonne wandelte unterdessen lächelnd ihre Straße; sie hatte schon die Höhe des blaukrystallinen Himmelsgewölbes erreicht und nun ging es auf der anderen Seite mit großen Schritten wieder hinunter. Die Schatten, welche die Bäume vom Schänzle auf die goldgrüne Wiese warfen, wurden länger und länger, bis Frau Sonne hinter den Bergen verschwand und nur noch der helle Saum ihres langen, strahlenden Schleppegewandes zu sehen war. Dann sank ruhesam die Dämmerung wie ein feiner Schleier auf das Thal herab, ein feuchter Duft stieg von den Matten auf und schwebte ihr entgegen; hie und da blinkte im Dorfe ein erleuchtetes Fenster. Mit der Dämmerung breitete sich friedliche Ruhe über das Thal und über den Hain, die Vögel schlüpfen in ihre Nester und die Bäume standen schlaftrunken still; nur der lebhafteste, kindliche Bach murmelte im Traume. Hin und wieder schlug ein Hund im Dorfe an und ein anderer antwortete. Im nahen Walde schrie klagend ein Kätzchen. Zwei Dohlen hoben sich von ihrem Neste in dem spitzen Thurne der Dorfkirche, breiteten ihre schwarzen Schwingen aus und schwebten langsam über das dümmende Thal und den schweigenden Hain dem dunklen Walde zu. Da huschte gespenstisch leicht ein Schatten dicht am Kirschbaume her: die erste Fledermaus war vorübergeflogen.

„Habt Ihr den Nachtvogel gesehen?“ fragte der Brombeerstrauch; und das Weisblatt und der wilde Hopfen nickten. Das Weisblatt war mit sich einig und brach zuerst das Schweigen. „Ich bins müde,“ begann es, „hier im Schatten meinen Duft zu verschwenden und weiter nichts zu thun, als eine Laube zu bauen, damit der plumpe Müllerbursch seinen blöden Schatz treffen kann; ich will empor und der Kirschbaum soll mir dazu helfen: ich umschlinge ihn und klettere an ihm in die Höhe. Habe ich nur erst seinen untersten Zweig erreicht, so kann ich mich halten; dann solls schnell gehen und schließlich bin ich oben und der Baum unten! Aber der Anfang wird schwer sein, denn der Stamm des Baumes ist blank und glatt, er bietet mir keinen Halt.“

„Nun, da bin ich ja recht am Plage,“ meinte der Brombeerstrauch. „Daß der Baum mir verhasst ist, brauche ich Dir nicht zu wiederholen, Du weißt es. Laß mich zuerst heran; Du kletterst dann auf meinen Rücken und von da in den untersten Zweig, während ich dem Baume an die Wurzel gehe. Stehe ich erst an seiner Stelle, so werde ich es sein, der süße rothe Früchte trägt.“

Hier nickte der wilde Hopfen zustimmend und nahm das Wort: „So solls werden! Ist das Weisblatt erst oben, klettere ich hinterdrein und mit vereinten Kräften werden wir den Baum schon nöthigen, uns so viel Raum zu geben, wie wir haben wollen. Ich werde mich wohl sein lassen da oben, Das sage ich Euch.“

Gefagt, gethan. Der struppige Brombeerstrauch drängte sich näher und

näher heran und schob seine Wurzeln in die des Baumes hinein; das Geißblatt kletterte dem Brombeerstrauch auf den Rücken und von da in den untersten Zweig, und als es diesen gefaßt hatte, klammerte es sich fest und spann eine Kante nach der anderen um den Baum, so daß von seinem grauglatten Stamme schließlich nichts mehr zu sehen war und nur noch seine Krone über das grüne Rankengewirr hinausragte.

Der Kirschbaum seufzte unter der Last. „Du nimmst meinen Wurzeln die Nahrung, Brombeerstrauch,“ klagte er, „ich fühle, daß der Saft nicht kreist.“ Und das Geißblatt bat er: „Umfänge mich doch nicht so fest, Du saugst mir das Mark aus; wie kann ich blühen und Früchte tragen, ohne Luft und Licht? Willst Du mich erdrosseln?“

„So thöricht werde ich nicht sein,“ lachte das Geißblatt, „Du sollst mir noch viel nützen, Kirschbaum, ich will an Dir hinauf, hinauf, hoch hinauf! Uebrigens sind ja Deine rührsamten Klagen auch gar nicht ernsthaft gemeint, Das weiß ich wohl. Wenn Ihr stämmigen Bäume einmal eine Last tragen oder von Eurer aufgestauten Saftfülle Etwas abgeben sollt, denkt Ihr gleich, es gehe Euch ans Leben. Nun, so schlimm ist's nicht. Aber wenn Du Dich schon über mich beklagst, was willst Du dann erst sagen, wenn der Hopfen kommt? Das ist ein wilder Gefelle!“

Und der wilde Hopfen kam. Mit Riesenschritten eilten die langen Ranken über den Brombeerstrauch und das Geißblatt hinweg in die Krone des Kirschbaumes hinein, sie krochen herüber und hinüber zwischen den Ästen, ringelten sich um den kleinsten Zweig und spannen ein dichtes Netz, in dem die Blätter des Baumes verschwanden. Dieser stöhnte: „Ihr erstickt mich, laßt ab, ich kann Euch nicht tragen, es geht über meine Kräfte,“ aber der wilde Hopfen ließ sich nicht rühren, ob auch der Kirschbaum arbeitete, daß dicke, klare Schweißtropfen wie glänzende Perlen an seiner Rinde hingen. „Wenn Du nicht weiter kannst, Kirschbaum,“ sagte er, „so quäle Dich nicht unnöthig, dann wirst Du abgelöst: Geißblatt, Brombeerstrauch und ich, wir sind gern bereit dazu. Wir besonders gefällt es hier oben ganz ausgezeichnet, ich brauche mich nicht mehr nach der Sonne zu strecken, sie kommt zu mir. Ja: Das heißt, sein Leben genießen! Das ist Leben!“

„Wir gedeihen prächtig bei dieser Vertheilung von Luft und Licht,“ fiel bekräftigend das Geißblatt ein; „in kurzer Zeit werde ich groß und stark sein und einen Stamm und Aeste haben, ich werde ein Baum sein wie Du.“

„Und ich werde rothe, schwellende Früchte tragen, wenn meine Wurzeln Dich erst verdrängt haben,“ triumphirte der Brombeerstrauch. „Dann werden Alle stillstehen, wenn ich blühe, und sagen: Wie schön bist Du! Und wenn ich Früchte trage, werden die Vögel zwitschern: Wie gut bist Du!“

„Nein“, rief der Kirschbaum in zorniger Erregung, „nein, Ihr irrt!

Ihr irrt! Zu dem Unkraut gehörst Du, aber nicht an meine Stelle, wilder Hopfen, wenn Du Dich faul und begehrtlich nur von der Sonne willst bescheimen lassen; das Weidblatt kann mich nicht ersetzen, weil es nicht selbstständig stehen kann, und nie wird der Brombeerstrauch schön sein wie ich im schneeweißen duftenden Blüten-Brautkleide. Ihr lehnt Euch gegen die Mutter Erde und ihren Willen auf, — aber vergeblich. Sie ist stärker als Ihr und wird Euch zur Ordnung zwingen.“

Aber die Drei hörten nicht auf ihn.

Im nächsten Jahre trug der Kirschbaum keine Früchte, im folgenden keine Blätter mehr; er war erschöpft. Einem Windstoß, der durch das Thal fuhr, konnte er nicht Widerstand leisten; mit einem schmerzlichen Todesseufzer legte er sich zur Seite, — und mit ihm fielen Weidblatt und Hopfen zu Boden und begruben im Starze auch den struppigen Brombeerstrauch.

Elisabeth Snaud-Kühne.



Erinnerungen an Plözensee.

Vor dem Bitterfenster
 Liegt eine Linde
 Die blühenden Zweige,
 Es wehen und flattern
 Die grünen Blätter,
 Die gelblichen Blüten,
 Und zwischendurch blickt
 "Das" hübsch' Frau
 Und der hellweiße Schimmer

Des Vulkenshimmels.
 Ich aber lehne
 In einsamer Zelle
 Und schaue durchs Gitter
 Nach der blühenden Linde,
 Nach dem düsteren Brau
 Und dem hellweißen Schimmer.
 "Acht Aukat kurz und ohr' Vöörung jöörjert, —
 Und ich bin gefangen.

An diesem Gedicht hat mein Zellennachbar, der Injasse von A II 56, ein wegen Unterschleifs zu sechs Monaten verurtheilter Kaufmannslehrling, unbewußt mitgearbeitet. Daß nämlich der unsichtbare Singvogel, den ich irgendwo draußen im Garten so begehrtlich zwitschern hörte, gerade ein Hänfling war, Das wußte ich nicht, trotz meinem Doktordiplom mit dem mächtigen hölzernen Siegel an schwarzgelber Schnur. Rein Nachbar aber, der Kaufmannslehrling, wußte es.

Und von 'syn. 'yda. 'ky. 'e. 'ygera.

Nach fast einem Vierteljahr Noabit reichlich zwei Jahre Plözensee; nach dem akuten Fieber das chronische Siechtum. Das ist freilich nicht das Amüsanteste, was man erleben kann. Aber ich kann doch nicht leugnen, daß ich die

Verlegung von Moabit nach Plöbensee recht ernstlich als ein Avancement empfunden habe. Denn in der relativ genießbaren Abendsuppe schwammen zwei Dupend Speckstückchen, zwei Dupend veritable Speckstückchen; und sie waren sogar nur leicht ranzig. Und am Tage darauf kam ein Aufseher zu mir in die Zelle, setzte sich auf den — *salva vonia* — Klosetkasten und fing an, Stunden lang mit mir zu plaudern. Er geruhte sogar detaillirte Rathschläge behufs Konfervirung seiner werthen Gesundheit bei mir einzuholen. So ausführlich hatte seit drei Monaten kein Mensch mit mir gesprochen. Selbst mein Anwalt nicht.

Auf dem besagten Klosetkasten hat übrigens seitdem noch mehr als eine obrigkeitliche Person gefessen. Ich habe das stilloose Bild jedesmal mit innigem Vergnügen betrachtet.

Einige Tage nach meiner Ueberstellung wurde mir eröffnet, daß ich zum „Kartonkleben“, Das heißt zum Kleben pappendeckelter Schachteln, ausersehen sei. Das Besuch eines Verlegers, mich schriftstellerisch beschäftigen zu dürfen, war abgelehnt worden. So klebte ich denn, nach Anweisung eines übrigens recht freundlichen und geduldrigen Werkmeisters, drei Monate lang meine Schachteln . . . oder vielmehr: meine Schachtel, immerfort die selbe viereckige glanzpapierweiße Schachtel, hundert Stück per Tag, bei Androhung von Hungerstrafe, — pardon, von „Kostverlust“, um königlich preussisches Staatsdeutsch zu reden.

Mit diesem königlich preussischen Staatsdeutsch-Prachtwort machte ich übrigens theoretisch gleich am ersten Tage Bekanntschaft. Die einförmige Konstruktion der Holzzellen suggerirt nämlich den Hunderten von Gefangenen jahraus, jahrein die selben Sünden wider die Hausordnung; die Aufseher wissen diese Sünden schon auswendig und bemühen sich, sie für jeden Neueintretenden mit dem Reiz des Verbotenen auszustatten. Da ist erstens das Klappbett, das die Gequälten zu leidlosem Vergessen einladet. Da ist zweitens das Fenster, vergittert und so hoch hinauf wie möglich placirt und doch zum Hinansehen verlockend. Da sind drittens die Heizungsrohren, die zwiefach kostbaren Heizungsrohren: sie laufen gerade unterm Fenster weg, man kann hinaufsteigen und so durchs Fenster hinausspähen nach Bäumen und Wiesen und blauem Himmel und sogar nach lebendigen, nicht eingesperrten Menschen; und sie leiten den Schall quer durch die Wand nach der Nachbarzelle und ermöglichen eine Konversation. Der Ordnung gemäß sagte mein Aufseher, als er mir am Tage der Ankunft in meiner neuen Residenz die Honneurs machte: „Unter'n Dag 't Bett runterklappen — is verboten. Aus'm Fenster lucken — is verboten. Uf die Röhren kloppen — is verboten. Wird Alles mit Kostverlust bestraft.“ Und somit war ich von berufener Seite in alle legitim verbotenen Freuden eines plöbensee Zellenhäftlings eingeweiht, legte mich Monate lang jeden Nachmittag aufs Bett, konversirte Tag für Tag per Heizungsrohre mit meinem Nachbarn und sah jeden Morgen um Sonnenaufgang zum Fenster hinaus.

Und schön waren die Sonnenaufgänge von Plöbensee! Diese goldrothe Muth, dieser feurige Sonnenball hinter den trauergrünen Kiefern . . . Und diese feinen, lichtrosigen Wolkenschleier am grünblauen Morgenhimmel! Und ich mußte oft genug lächeln über die Ohnmacht meiner Richter, die all diese Schönheit vor meinem Auge nicht verbergen konnten.

Daß ich nicht vergesse: einen täglichen Spaziergang gabs auch. Jeden Vormittag wurde mit einem eisernen Schlägel an die Thür geklopft. Das hieß

auf Deutsch: Toilette machen. Halstuch um, die Pantoffeln mit Schuhen vertauscht, das Blechschild mit der Zellennummer an die Brust gesteckt und die Mütze von schwarzem Tuch aufgesetzt, die sich vorn in eine bis weit unter's Kinn reichende Gesichtsmaske verlängert, mit zwei Löchern für die Augen, aber keinem Loch für den Mund. Und dann wird die Zellenthür aufgerissen: „Artaus da!“ Und vorwärts geht's, jede Zelle entläßt einen Maskenmann, der Aufseher wacht darüber, daß man hübsch Distanz hält, über die Wendeltreppe hinunter in den „Freihof“, — canis a non canendo. Der Wachtthurm in der Mitte, die zwanzig Madiärmauern im Zweidrittelkreis ringsherum, die Räume zwischen je zwei Mauern innen durch eine Thür, außen durch ein Gitter abgeschlossen, — von oben gesehen, sieht das Ganze wie ein riesiges Spinnennetz aus. Die Stelle der Spinne vertritt der Aufseher, der oben in dem runden Thurmgemach zwischen den vielen Fenstern steht. An Mauern und Gittern aber hängen vielerlei kleinere Spinnennetze. Die Länge einer Madiärmauer habe ich einmal gemessen: siebenmal die Spannweite meiner Arme. Und da spielt man nun Löwe im Käfig, auf und ab, auf und ab, zwanzig Minuten lang, eine halbe, vielleicht auch zuweilen eine ganze Stunde, — genau weiß ich's nicht, denn ich hatte ja drinnen keine Uhr. Die war zur Deckung der Gerichtskosten versteigert worden, als einziges „bei mir vorgefundenes Werthobjekt.“ Und daß diese Uhr kaum dreißig Mark werth war, während die Gerichtskosten hundertundfünfzig Mark betrugem, Das freut mich noch heute.

Nach drei Monaten fand sich ein Privatmann, dessen Angebot, mich literarisch zu beschäftigen, als annehmbar befunden wurde. Nun wurde Verschiedenes anders. Der Oberinspektor — sein Gott habe ihn selig, den guten alten Herrn! Er hat mir nur ein einziges Mal drei Rittage Kostverlust aufgebrennt — kam zu mir in die Zelle, offerirte mir die Anschaffung von allerhand Schreibgeräth und ließ mich durch einen wesentlich achtungsvolleren Stil und Tonfall fühlen, daß ich sündethin ein Gefangener erster Klasse sei. Nun verschwand der häßliche, ungefüge Arbeitstisch und der stinkende Beim aus meiner Zelle. Auch eigene Kleider hätte ich tragen dürfen; aber ich empfand einen solchen Heißhunger nach Lecture, daß ich lieber alles verfügbare Geld auf Bücher verwandte.

Uebrigens wurde die Einzelhaft nach der Hausordnung durch allmonatige Besuche gemildert, die mir die Besängnißbeamten abstatteten. Und zwar ganz wesentlich gemildert; denn alle politischen und sozialen Antagonismen verschwinden vor der Wohlthat, mit einem menschlichen Wesen sprechen zu können. Besonders dem Herrn Pastor bin ich herzlich dankbar für seine Belehrungsversuche, die zu den anregendsten Diskussionen Anlaß boten. Ich hielt ihn durch alle erdenklichen Kniffe in meiner Zelle fest, um noch einige Minuten lang die geistige Turnübung fortzusetzen, die meine verstaubte Denkmachine vor dem Einrostem bewahrte. Einen giftigen Groll fühlte ich dagegen gegen jene Beamten, die, wie es insbesondere einige standesbewußte jüngere Assessoren öfters thaten, der Vorschrift nur nominell dadurch genügten, daß sie, mit verheißungsvollem Knarren die schwere Thür aufsperrend, mit kurzem, hochmüthigem Gruß meine Zelle betraten, ihren Namen in die Besuchliste einzeichneten und sofort wieder verschwanden. Solche Fälle brachten mich in die sanftmüthige Stimmung eines Verdurstenden, dem ein vorüberfahrender Limonadehändler muthwillig den rettenden Trank verweigert.

Und nicht nur Menschen, auch die kleinsten Thiere hieß ich in meiner Zelle willkommen. Ich konnte mich köstlich über eine plumpe, ernsthaft-schwarzbraune Spinne amüsiren, die, während ich zehn Folioblätter beschrieben hatte, zehn Zoll weit an der Holzleiste zwischen Wand und Diele entlanggerückt war. Abichtlich hielt ich acht Monate jedes Jahres hindurch die vier aufsperrbaren Fensterflügel Tag und Nacht offen, nicht nur, um frische Luft zu athmen, sondern auch, um geflügelte Insekten zu mir hereinzulocken; und ich erlebte auch wirklich die Freude, daß bald ein glänzender Käfer munter über meine Manuscripte kroch, bald eine zartgeflügelte, goldäugige grüne Flockfliege senkrecht die Wand hinaufstieg, mit ihren langen, haarfeinen, licht moosgrünen klugen Fühlern unaufhörlich die Luft sondirend. Im Anfang trachtete ich das Treiben meiner kleinen Gäste nach eigenem Gefallen zu beeinflussen, indem ich ihnen meinen Finger in den Weg legte oder ähnliche Kurzweil trieb. Aber ich wurde bald gewahr, daß ich sie damit nur erschreckte, quälte und verschuchte und daß sie sich offenbar just dann am Wohlsten fühlten und mir die meiste Gelegenheit zu anregenden Beobachtungen boten, wenn ich sie ungestört ließ.

Sogar mit der Gasflamme über meinem schwanken Schreibtischchen konnte ich mich, wenn auch ohne Worte, unterhalten wie mit einer lebendigen Freundin. Sind doch wenige Dinge mir, dem Sceptiker, so sehr Glaubenssache wie Preyers geniale Theorie von der Flamme als Ursprung und Urbild des Lebens, — diese Vollstreckung eines der heftigsten Vermächtnisse Goethes, des großen Ahnenden. O, er wußte es wohl, Sankt Wolfgang der Weise, warum er seinen Domunculus, die noch ungeborene Flamme, ins Meer tauchen und Galatheens, der Liebreizenden, Rutschelwagen brünstig umlodern läßt, auf daß der bloße Stoffwechsel durch die Liebe zum Leben werde, zum ewig nach Entwicklung hungriigen, ewig nach Verbesserung dürstenden, ewig sich aufwärts sehenden Leben —: „So herrsche denn Eros, der Alles begonnen!“ . . . Und ich kokettirte mit meiner Flamme. Erst ließ ich, noch unsicher und zaghaft, meinen kleinen Finger möglichst flink quer durch die Bluth streichen, dann zwei Finger, endlich, als ich daran gewöhnt war, die ganze Hand, ungezählte Male hin und her. Schließlich konnte ich es ganz langsam thun, ohne mehr als eine gelinde Wärme zu spüren. Freilich, sobald ich einen Augenblick still hielt, biß mich meine Flamme böß in den Finger, daß es nur brannte und schmerzte. Aber auch dafür war ich dankbar. Denn wo die Lust fehlt, da werden schmerzhaftige Sensationen zu einem erwünschten Surrogat, um die Dede des Lebens durch Abwechslung erträglich zu machen.

Und doch: sobald mir das Glockensignal zum Schlafengehen in die Ohren bimmelte, drehte ich meiner Flamme unbarmherzig das Genick um. Denn ich wollte nicht kosten, so mühsam und widerwillig ich auch den dicklichen, holzsaferreichen Mittagsbrei hinunterlöffelte.

Ah ja, man wird furchtbar genügsam da drinnen . . .

Und heute?

Ich habe meinen Richtern versprochen mit verdoppelter Energie nachzuholen, was ich etwa durch die Hast an Gelegenheit zu propagandistischem Wirken versäumen sollte. Ich bin just dabei, Wort zu halten.

Londen.

Dr. Ladislaus Gumplovicz.



Vom Morgen zum Abend.

Vor einem Vierteljahrhundert erschien in Deutschland eine kleine Sintfluth von Kriegspoese, Lyrik und Epik, große und kleine Sammlungen, von bekannten und unbekanntem Dichtern. Und dazu gehörte auch ein kleines Büchlein mit dem einfachen Titel „Lieder aus Frankreich“ von Wilhelm Jensen. Es schlug eine ganz eigene, den anderen Erscheinungen der Zeit fremde Saite an. Alle anderen, die guten und die schlechten, variierten ziemlich das selbe Thema und brachten in Rhythmen und Reimen, was überall in der Luft lag: Entrüstung, Kampfeslust, Rachebegeisterung, Siegesjubiläum, Rausch, — mit einem Wort: Kriegspatriotismus. Es waren Melodien, die gewöhnlich nur so lange wirken, wie das Krachen der Flinten und der Donner der Kanonen dauert. Die „Lieder aus Frankreich“ aber waren eine Art lyrischer Philosophie des Krieges, wenn man so sagen kann. Und sie hatten nicht nur mit der gleichzeitigen, sondern auch mit der Kriegshyrik der Körner, Arndt und Schenkenborf nichts gemein. Es ist diesmal kein Soldat, dem der heiße Kriegesodem vorübergehenden lyrischen Schwung einhaucht und die Begeisterungschreie eines ganzen Volkes in dröhnenden Reimen von den Lippen fließen läßt. Es ist vielmehr ein ganzer Dichter, der den Krieg miterlebt, also einer, dessen subjektives Empfinden der Typus vom ewigen Empfindungskern der ganzen Gattung ist. Allen Farben der Poesie begegnet man in dem kleinen Büchlein. Um schreckhaftige blutige Bilder des Todes ranken sich die duftigen Rosen der Liebe. Stille Märchenblumen stehen daneben. Und hinein grinsen schauerliche Gespenster der Weltgeschichte, blicken die süßen blauen Augen der Erinnerung, — und neben Sterberöcheln spottet und lacht der Humor.

Wilhelm Jensen ist vor Allem als Lyriker eigenartig und bedeutend. Seine schönsten rhythmischen Schöpfungen stehen in den Sammlungen: „Aus wechselnden Tagen“, „Stimmen des Lebens“, im „Skizzenbuch“ und im „Vorherbst.“ Sie erschienen zum sechzigsten Geburtstag des Dichters (in Weimar bei Emil Felber) als Auswahl unter dem Titel „Vom Morgen zum Abend.“

Ausgegangen ist Jensen von Geibel und Storm. Aber mit jeder neuen Sammlung unterschied er sich schärfer von seinen ursprünglichen Meistern. Gedichte, die an sich schön sind, die aber ein Anderer auch gedichtet haben könnte, wurden immer seltener. Die Physiognomie des Dichters in seinen Dichtungen gestaltet sich immer ausgeprägter, immer individueller. Und zu den ersten, aus überfließendem Herzen quellenden reinen Empfindungsafforden gesellen sich mit der Zeit und immer häufiger andere Töne, scharfe, rücksichtslose, zornige Noten, in denen die schreienden Dissonanzen des Lebens zu kraft- und machtvolltem Ausdruck kommen.

Die Lieder des Jornes und des geißelnden Spottes verdrängen aber nicht die anderen Stücke, deren Werth und Wesen ein eigenthümlicher Schmelz und Duft und jener Stimmungzauber ist, den man auch Poesie schlechtweg nennt. Die vornehmste Quelle dieser Lyrik nennt uns der Dichter selbst, wenn er von der „lockenden Zauberwelt“, der „freien, hehren, guten“ Natur singt:

Es rauschen die Wasser, es braust der Wind,
Es funkeln die glühenden Lichter,
Mit tausend Stimmen unwirrt und unspinnt
Dein ruhloser Herzschlag den Dichter.

Es trug Dein Herz zum feinen das Blut
Hinüber auf heimlicher Brücke,
Drauf schwillt es in stämmiger Sehnsuchtsfluth,
Zu Dir, seiner Mutter, zurücke.

In diesem Verhältnis des Dichters zur Natur liegt das Geheimniß seiner Poesie und zugleich das Grundmotiv seiner dichterischen Weltanschauung. Denn aus dieser leidenschaftlichen, sehnsuchtsvollen Liebe zur Natur und ihrer ewigen, wenn auch oft bitteren Wahrheit entspringt auch des Dichters Unwillen über unsere gesellschaftlichen Zustände.

Doch nicht einen melancholischen Gang, nicht traumhaftes Weltvergnügen, nicht Lebensflucht und Todessehnsucht, wie etwa bei Justinus Kerner, bedeutet Jensen das Lauschen auf die Befehle der Wunderwelt Natur. Nicht mit weltflüchtiger schwächlicher Sentimentalität wendet der Dichter sich an die Natur, sondern mit dem Vollgefühl von Lebenskraft und Lebenslust, in dem er sich eins fühlt mit der Natur als dem ewigen Strom und Ozean alles Lebens. Sein Durst nach Schönheit wird aber dem Dichter von der Alltäglichkeit des Lebens nicht befriedigt. Denn die höchste Schönheit ist nur eine traumhafte Ahnung, ist nur eine ewig unbefriedigte und deshalb eben so schmerzvolle wie betauschende Sehnsucht seiner Brust:

Nie bleibt nur das Eine, als Mitgift Euch
Zu leihen, daß manchmal ein ahnender Strahl
Des verlorenen Glücks Eure Seele beschleicht — —
Im Windesflug und im Wolkenzug,
Im unendlichen Blau und im wogenden Galin,
Im murmelnden Quell und im rauschenden Meer,
Da streift Ihr mein Haar und da weht der Hauch
Meiner Lippen Euch an.

So spricht „Eilith“, die der Lebenden Keiner geschaut als Einer allein:

Und sie griff in die heiße, verlangende Brust,
Und die ungeheure, die jammernde Sehnsucht
Warf sie hinein ins enge Menschenherz.

Das tiefste Lebensgefühl, das Verlangen nach der höchsten Blüthe des Lebens, ist also eigentlich ein großer geheimer Schmerz, eine „ungeheure, jammernde Sehnsucht.“

Sie kommt noch in anderen Gestalten der Gedichte zum Ausdruck. Es handelt sich immer um Naturen, die an dem sie umgebenden Lebensinhalt kein Genügen finden. Sie tragen im tiefsten Innern eine unstillbare Sehnsucht nach reineren Formen, nach werthvollerem Gehalt des Lebens, nach einer geahnten, geträumten Schönheit, die sie um jeden Preis gewinnen möchten. Es ist das Suchen nach Gott, wie man es auch genannt hat, das Träumen von einem Ideal; es ist Das, was in seiner stärksten Ausprägung den Dichter, den Künstler, das Genie macht; es ist der ernste Grund und Hintergedanke des Don Quixote. Und dieser Zug ist charakteristisch für Jensen. Durch die vornehme Novelle in Jamben „Am Aschenkrug“ klingt dieser Grundgedanke hindurch wie leises, wundersames Läuten; in dem historischen Roman „Die Pfeifer von Dusenbach“ ist Sehnsucht nach Schönheit der Stern des Helden, der ihn aus Verworfenheit und Niedrigkeit zu glück- und lichtvollen, glänzenden Lebenshöhen leitet.

Dabei soll eine Seite in Jensen's Schaffen nicht schweigend übergangen werden: die stets wiederkehrende Betonung atheïstischer Weltanschauung. Er empfindet sich damit kaum. Unser gebildeter Mittelstand ist zwar überwiegend ungläubig, aber doch nur so halb und halb, wie sie eben Alles sind, die guten Leute. Irgendwo stecken ihnen Feyer vom alten Glauben noch im Blut und sie haben nicht den Muth des offenen Unglaubens und seines lauten Bekenntnisses. Sie glauben nicht an Gott, aber vor einem Menschen, der laut ein Gottesleugner ist, wird ihnen bang. Es ist ein Stück von der alten Heuchelei und Feigheit, und wer es mit dem deutschen Bildungsphilister nicht verschütten will, Der hüte sich, daran zu rühren. Er mag Gott und seine Welt so schlecht machen, wie er will; nur muß er nicht ausdrücklich sagen, daß er wirklich den lieben Gott damit meint. Jensen weiß, daß er mit seinem ehrlichen Atheismus Unbehagen bereitet. Er kämpft auch weniger gegen den Glauben als gegen die Phrase und die Verlogenheit, die in ihrer widerlichstigen Gestalt da erscheint, wo der Mensch aus Feigheit sich selbst belügt.

Zwei Elemente in der Seele des Dichters ringen also nach Ausdruck: ihre Liebe und ihr Haß. Ihre Liebe, Das ist: ihr Traum von Schönheit und Glück, ihre Sehnsucht danach, ihr heißes, verlangendes Schwärmen, ihr Ahnen süßer Geheimnisse in jedem Blumenantlig, ihr Ausschauern vor jeder ausgesprochenen landschaftlichen Stimmung, ihre stille Seligkeit, ihr lautes Postulat des höchsten Genusses, ihr Durst, die ganze Welt in sich zu schlingen. Ihr Haß aber, Das ist: ihr Auflehnen gegen falsche Götter, ihr Abscheu vor dem „Gemeinen“, das auch ihn „bändigern“ möchte, vor dem Verlogenen, Auf-

geblasenen, Gefpreizten, vor dem Gemachten, Gezierten: dem Häßlichen mit einem Wort. Und Beides zusammen, Haß und Liebe, ist der Inhalt von Jensens Lyrik. Sie hat nur einen ungeheuren Fehler: sie ist kaum gekannt, am Wenigsten wohl von denen, die im lyrischen Reich der Gegenwart mit selbstsüchtigen Machtsprüchen Könige absetzen und auf den Thron erheben.

Lange genug haben die Alten die Jungen ignoriert, — weil sie nicht zwitscherten, wie die Alten sungen. Ja, dieses Ignoriren dauert noch fort. Und nun vergelten es die Jungen, die übrigens unterdessen älter geworden sind. Sie ignoriren die Alten gründlich, — und sie haben heute das Wort. Wenn aber die Dichter selbst einander nicht gerecht werden können oder mögen, was soll man da von der Masse sagen?

. . . Ein junger Künstler kommt nach einer ostfriesischen Insel in der Nordsee, seiner Heimath, um das Grab seines Vaters zu besuchen, oder richtiger, um die Welt kennen zu lernen und auf sich wirken zu lassen, wo sein Vater in fast königlicher Stellung und Wirksamkeit sein Leben beschloß. Er hat seinen Vater im Leben nicht gekannt, er betritt zum ersten Male die Insel, das „märchenhafte Königreich“ seiner Vorfahren. Er giebt sich nicht als „Prätendenten“, er möchte sogar „incognito“ reisen; aber als das vollkommene Ebenbild seines Vaters wird er sofort von Allen als rechtmäßiger „Prinz“ erkannt und der Ruf *Vive le roi!* tönt ihm von allen Seiten entgegen, so daß fremde Mitreisende, die den Zusammenhang der Dinge nicht kennen, in der That an einen „Verwunschenen Prinzen“ zu glauben anfangen. Das „*le roi*“ ist freilich mit „Bogt“ zu übersetzen: denn ein Bogt war der Vater, und zwar ein mächtiger innerhalb seines Reiches, mächtig noch mehr durch seine Persönlichkeit als durch seine obrigkeitlichen Befugnisse, einzig als groß angelegter, als außerordentlicher, als wahrhaft königlicher Mensch, dem der Sohn nicht nur körperlich, sondern auch geistig gleicht.

Das ist ungefähr der Inhalt des Romans „Die Namenlosen“ und es ist zugleich, mit mehr oder weniger dichterischen Zuthaten, die Ursprungsgeschichte Jensens. Er ist ein Fries; sein Vater war Bogt auf der Insel Sylt, ein Mann, der in der inneren Geschichte von Schleswig-Holstein, zur Zeit der dänischen Herrschaft, einen bedeutenden Platz ausgefüllt zu haben scheint. Ein Landsmann und Jugendfreund Jensens, Cajus Möller, schreibt darüber: „In der schleswig-holsteinischen Landesversammlung der Jahre 1848 bis 1861 spielte Landvogt Jensen eine der hervorragendsten Rollen; obgleich das Nothwerk weniger Jahre, gilt das von ihm redigirte schleswig-holsteinische Staatsgrundgesetz allgemein als die haltbarste der in jenen Tagen zu Stande gebrachten deutschen Landesverfassungen; 1863 hat sie, wie man weiß, noch einmal eine kurzlebige Rolle gespielt. Hoher geistiger Schwung und ein energischer Charakter dürften von dem Wesen Wilhelms Jensens als Erbtheil dieser

Seite eben so sicher nachzuweisen sein wie eine gewisse unbefriedigte Streitbarkeit und der von der Elbe bis zu dem Nordcap gemeinsame nordgermanische, den Inselriesen aber noch besonders eigene Zug grübelnder Schwermuth."

Jensen lebt jetzt in München oder bei Friesen am Chiemsee. Ich lernte den Dichter im schönen Freiburg kennen. Er stand damals auf der Höhe seines Lebens und Schaffens. Ungefähr dreizehn Jahre verlebte die junge Familie in dem traulichen Dreisgauwinkel. Und der Schwarzwald mit seinen dunklen Forsten und blumigen Matten und der Kaiserstuhl, vom Rhein bespült, und etwas ferner, an des Reiches Grenzen, der Wasgauwald: das Alles wurde nun die eigenste Welt des Dichters, in der er lebte und webte, die ihm ans Herz wuchs wie eine zweite Heimath und die seine unerschöpfliche, mächtige Phantasie überall mit poetischen Gestalten aus Gegenwart und Vergangenheit bevölkerte. Und der Dichter, der so viel einsam schweifte, der in seiner stillen Poetenstube unter dem Dach, hart am Rande der traumhaft rieselnden Dreisam, mit nimmer rastender Feder Werke auf Werke schuf, er machte zugleich, im Verein mit der schönen Herrin des Hauses, seinen Herd zu einer Stätte seiner Geselligkeit und Gastlichkeit, die überall hin entzückend und bezaubernd wirkte und deren sich Jeder, der einmal davon berührt wurde, mit den reinsten Empfindungen erinnern wird. Wilhelm Jensen gehört zu den seltenen Schriftstellern, in denen der Mensch nicht der Feind des Dichters ist, die nicht verlieren, wenn man sie persönlich kennen lernt.

Jensens Prosaerke — unter denen die Novellen, oft wunderbare Stimmungsbilder, reiner und ästhetischer wirken werden als die Romane — sind zahllos wie die Sandkörner am Meer. Auch sie sind durch und durch subjektiv. Auch sie sind eben Werke eines Lyrikers. Und sie haben vor Allem ein Verdienst: sie schmeicheln weniger als andere jener mächtigen Mittelklasse des Volkes, die in Deutschland hoch hinaufreicht und die, wenn auch keine Literatur, so doch „Familienblätter“ für Frau und Töchter braucht. Jensens Bücher sind aristokratischer und männlicher als die meisten deutschen Bücher seiner Generation.

Von der Satire und Ironie abgesehen, beruht Jensens stärkste poetische Eigenart in seinem Bedürfniß und Vermögen, in alle Dinge seine eigene seelische Stimmung hineinzutragen, besonders in die stille, leblose Natur, die dann in seiner Darstellung lebendiger wirkt als das Lebendigste. Jensen besingt das Meer wie eine Geliebte, mit großer, begeisterter Liebe, mit leidenschaftlicher Hingebtheit, daß man den übergewaltigen dämonischen Hauber, unter dem er zu stehen scheint, schauernd misfühlt. Nie verfällt Jensen, wie es bei Heine natürlich ist, seiner Geliebten gegenüber in einen leichten, spöttischen oder gar beschimpfenden Ton; aber er ist zugleich weit entfernt von schwacher und schwachfüchtiger Sentimentalität. Er kennt die Ubergewaltige

durch und durch: ihre Grausamkeit, ihre todtgerige Tigerwuth, ihre Kagenthät, ihren nimmerfattten Heißhunger, ihren kalt lächelnden Hohn über den Verzweiflungsschrei von Millionen. Doch ihre alles Irdische übertreffende Schönheit reizt ihn nur um so mehr. Ob er uns am Küstendamm hinführt und uns zeigt, wie das Ungethäm — selbst während es in scheinbarer Ruhe, in leichtem Lächeln die Lippen kräuselt — mit immer geschäftigem Zahn das Werk des Menschen zerfrisst und zernagt, mit unheimlich raschem Erfolg; ob das Meer in ewiger, glanzvoller Ruhe und Heiterkeit vor uns liegt oder ob seine ergrimmtten Wogen, wie Abgründe gähmend, die Erde zu verschlingen und mit ihren Donnern den Himmel zu erschüttern drohen: immer greifen uns die Schauer der Poesie daraus an; jeder Ton, jede Farbe in der unendlichen Scala ist vom Dichter mit fehloser Sicherheit getroffen.

Dann die Sonne. Für Jensen ist die Sonne das höchste Sinnliche, die oberste Gottheit in der Welt der Erscheinungen, mit der nur noch der Ocean allenfalls rivalisirt. Sie ist ihm im Denken und Empfinden allgegenwärtiges Symbol der Poesie, die ihm für das geistige Leben, für die innere Welt, Das bedeutet, was die Sonne für die äußere ist. Ueber seinen Landschaften liegt meist sonnenheiße zitternde Luft; und „rinnendes Licht“ über den Dingen, mit Goldgeriesel verglichen, ist ihm eine Lieblingsanschauung. Von der Sonne nimmt seine Sprache oft die Bilder. Aber nicht nur von außen fällt goldener Sonnengauber in seine Dichtungen. Er bricht als goldener Quell und Strahl auch aus dem Innern hervor: aus armen, verschüchtertem Wort, aus dem geheimnißvollen Flimmern eines Kinderauges, und er liegt auf dem lieblichen blüthenhaften Knabenantlitz, über großem Kittel, auf der edlen, makellosen Mädchenstirn über zugleich spöttisch zuckenden und warm lächelnden Lippen. Für Jensen hat die Schönheit ganz den ursprünglichen Begriff des Scheinenden, Leuchtenden, Strahlenden, des Sonnenhaften. Mächtlich mittelalterlicher Spul ist aus seinen Dichtungen und Geschichten fast ganz verbannt. Dafür geistert darin oft das wunderfame Mittagsgespenst durch die Traumverschlafenheit der reglosen Haide, wenn, gleich sichtbar gewordenen Blumen-Traumgedanken, leuchtende Falter über sie hingauckeln.

Die Gestalten in Jensen's Dichtungen sind keine, von denen man sagen mag, daß sie wie aus dem Leben weggelaufen sind. Sie haben immer fast etwas geisterhaft Unkörperliches. Sie sind den poetischen Gestalten der alten Volkspheantase nah verwandt. Sie sind, wie jene aus Schussucht und Bangniß, so überhaupt aus Stimmung geboren, aus landschaftlicher oder historischer Stimmung; sie sind nichts als die bald spukhaft, bald zauberhaft, immer aber lebendig wirkende Personifikation dieser Stimmung, ihre Gestalt gewordenen Symbole. Die Menschen des täglichen Lebens, in ihrer vollen individuellen Eigenart, mit der Freude an dieser Art, zu erfassen und in sein

Werk zu bannen, darum ist es Jensen kaum zu thun. Nur die stärksten Züge mag er, sie noch übertreibend, herausgreifen, um sie zu malerischen oder auch nur didaktisch satirischen Kontrastwirkungen zu verwerthen. Und Dem entspricht sein Stil. Jensen würde es für die größte Sünde wieder den Heiligen Geist der Poesie betrachten, die Menschen so reden zu lassen, wie sie im Leben reden. Er ist gewiß ein feiner Beobachter, er sieht sogar tausend Dinge und tausend innerliche und äußerliche Beziehungen der Dinge, die ein Anderer nicht sieht. Doch er sieht nur, was ihn interessirt. Ein objektiver Künstler ist er in seinen Romanen nicht; dazu ist die moralisirend-lehrhafte Tendenz in ihm zu stark. Dazu ist er zu sehr norddeutscher Protestant. Dazu ist ihm „das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben“ ein zu sehr verhaßter Klang. Dem modernen Naturalismus steht Jensen ferner als irgend Einer. Wenn man vom Roman verlangt, daß man daraus das Leben kennen lerne: Das leisten Jensens Romane nicht. Sie wollen es nicht. Was sie geben wollen, ist allein die Idee des Dichters vom Leben, sein ethischer und ästhetischer Begriff von der Welt. Und darin beruht ihre eigene Wirkung, — besonders auf Solche, die das Leben noch wenig kennen, auf junge, schwärmerische, hochgemuthete Geister und edle Frauen, die in diesen Büchern dem geheimen Traum ihrer eigenen Seele begegnen, nur bestimmter und klarer, als sie ihn selbst geträumt haben, auch reicher und farbiger und größer.

Gewiß hätte Jensen viel stärker und nachhaltiger gewirkt, wenn er weniger geschrieben hätte. Aber wer kennt die Bücher, nennt die Namen . . . ! Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Lope de Vega. Wir leben in einer Zeit, wo Alles schreibt und fast Niemand Zeit hat, zu lesen. Jensen schrieb sich ein „Epitaph“:

Ob dann, wenn man zum lezten Schlaf
Mich in die Erde tragen wird,
Fortbauern Einiges von mir
Noch in der Nachwelt Lagen wird,
Ich weiß es nicht, ich glaub' es kaum.
Die Welt will andre Gabe heut.
Und jene Welt, dein ich gelebt,
Man trägt sie auch zu Grabe heut!

Welche Resignation! Und wie bedauerlich und schmerzlich bei einem Dichter von so mächtiger Persönlichkeit, aus dem eine so bedeutende eigene Weltanschauung spricht, der so viel zarte Schönheit verschwenderisch ausgestreut hat und der schon ein starker Dichter wäre, wenn wir auch nichts von ihm befäßen als den reichen Band seiner Gedichte „Vom Morgen zum Abend“.

Mannheim.

Venno Rüttenauer.



Ungarischer Agrarsozialismus.

„Alles ist in Ordnung“, sagen die Obergespanne der vom Agrarsozialismus angesteckten Gegenden des Alföld; die Ruhe würde nirgends gestört und man brauchte die Aufstände nicht mit Wassengewalt zu unterdrücken, wenn es keinen Varkonyi gäbe, dessen Zeitung „Földmivelo“ (Feldarbeiter) alles Unheil anrichtet. So sprechen übereinstimmend die Obergespanne. Man fragt erstaunt: Ja, was ist denn diese bis jetzt unbekannte Größe, die man Varkonyi nennt, und was ist denn das Blatt Földmivelo, das die Macht besitzt, die Kornkammer Ungarns in Brand zu stecken und die Fackel des Aufruhrs in ganz Ungarn anzuzünden? Varkonyi ist ein ältlicher, geistig verkommener budapester Hausherr, der hier vier Häuser besitzt, die beiläufig ein Vermögen von einer Million Mark repräsentieren; und der Földmivelo ist ein schlecht geschriebenes Wochenblättchen, dessen Inhalt Gebildeten und Ungebildeten unverständlich ist, weil das Blatt eine schwülstige Sprache führt, ungefähr wie die Offizialen, wenn sie eine Mittheilung der Regierung stilistren. Varkonyi macht den Eindruck einer mit Bier und Branntwein geheizten Lokomotive; er schwagt einen Unsinn zusammen, als ob er stets betrunken wäre. Und dieser Mann allein soll — wie die Obergespanne sagen — in Ungarn den Ausbruch des agrarsozialistischen Aufstandes bewirkt haben. Regimenter sind in Bewegung, die Dörfer des Alföld werden militärisch besetzt, Polizei und Gendarmerie sind Tag und Nacht auf den Weinen, Hausdurchsuchungen, Verletzung der Pressfreiheit stehen auf der Tagesordnung; Hunderte von verdächtigen Bauern werden verhaftet und ihre Familien dem Hunger und Elend preisgegeben; die Grundbesitzer und Wirtschaftsbearbeiter flüchten in die Städte, — und trotz Alledem befürchtet man einen allgemeinen Bauernaufstand für das nächste Frühjahr. Das Alles soll der alte Varkonyi angerichtet haben, so daß Alles in Ordnung wäre, wenn zufällig Varkonyi nicht existirte.

Der Vater Varkonyis war Feldarbeiter in der Bauernstadt Ezegled. Er kam noch als junger Mann nach Budapest, wo er Agent der Pferdehändler wurde. Nachdem er sich auf diesem Wege eine kleine Baarschaft erworben hatte, übernahm er im Jahre 1878, als Bosuic von unseren Truppen besetzt war, Lieferungen für die Armer, wodurch er sein kleines Vermögen verdoppelte. Nun spekulirte er in Grundstücken und machte auch sonst zweifelhafte Geschäfte, so daß er einmal zu tausend Gulden Geldstrafe verurtheilt wurde. Schließlich zog er sich mit einem Besitz von vier budapester Häusern von den Geschäften in das Privatleben zurück, um seinen Lebensabend in beschaulicher Ruhe zu verbringen. Aber der alte Mann langweilte sich bald; sein Hausarzt sagte ihm, wenn er den ganzen Tag zesse, beim Kartenspiel sitze und sich keine Bewegung mache, so werde ihn nächstens der Schlag treffen. Das wollte unser Agrarapostel natürlich nicht; er suchte, zur Erweiterung seines Daseins, die Freunde seiner Familie im Alföld auf. Vor vier Jahren, als der Agrarsozialismus sich im Alföld zu regen begann, knüpfte er Verbindungen mit den alfölder Feldarbeitern an, die, wenn sie in Geschäftsangelegenheiten nach Budapest kamen, bei Varkonyi umsonst Quartier fanden. Inter pocula entwickelte sich in Varkonyi der Ehrgeiz, ein sozialistischer Führer zu werden; durch seine Feldarbeiter-Freunde wurde er mit den hiesigen Sozialdemokraten bekannt. Ihnen erschien der vierfache Hausbesitzer als sozialdemokratischer Genosse zunächst verdächtig; auch sonst machte sein hochfahrendes Wesen einen üblen

Eindruck. Er gab ganz tolle Ideen zum Besten, die selbst die Sozialdemokraten als verrückt bezeichneten. Eines Tages trat er mit einem Steuerprojekt hervor, das in der Forderung gipfelte, man müsse von 70 000 Gulden Einkommen 100 Prozent Steuern zahlen, — was der Konfiskation des Vermögens gleichläme. Dieser Unsinn wurde von den Sozialdemokraten verspottet, Barkomni gerieth in Wuth und beschimpfte die Genossen so, daß der vor zwei Jahren hier abgehaltene Landeskongreß der Sozialdemokraten ihn aus der Partei stieß. Nun gründete Barkomni ein Wochenblatt unter dem Titel „Feldarbeiter“, das er im Uföld verbreitete, um sich dort unter den Agrarsozialisten eine Sonderpartei — eine Barkomni-Gruppe — zu bilden. Seine persönlichen Anhänger scharten sich um ihn, aber nach kurzer Zeit verließen sie ihn wieder und traten in die Mutterpartei zurück. Barkomni war ein geschlagener Mann. Da ereignete es sich, daß der idealistische Anarchist Dr. Schmidt im „Feldarbeiter“ anarchistische Ideen predigte, die das Volk nicht verstehen konnte, bis auf einen Punkt: das Volk solle den Grund und Boden unter sich vertheilen. Jeder, auch der Grundbesitzer, so hieß es, erhält einen gleichen Antheil am Grund und Boden; wenn der Grundbesitzer Widerstand leistet, so solle man ihn erschlagen. Diese anarchistische Theorie war einfach und verständlich; auch hat sie im Volke Wurzel gefaßt, so daß Barkomni einen Landeskongreß der Feldarbeiter einberufen konnte, auf dem die Feldarbeiter den Sozialdemokraten gegenüber eine feindliche Stellung einnahmen und sich unter dem Titel „Unabhängige Sozialistenpartei“ konstituirten. Der Anarchismus hätte diesen Erfolg in Ungarn auch ohne den komischen Barkomni und sein Blatt errungen, denn der Boden war für diese Sorte von Anarchismus seit Jahren vorbereitet und die Behauptung, daß Barkomni an dem Ausbruch des Anarchismus die Schuld trage, ist nicht klüger als die, ein Geschwür an einem kranken Körper sei die Ursache der Krankheit, während es doch nur ein Symptom ist.

In Ungarn giebt es noch immer nur zwei große Volksklassen: den grundbesitzenden Adel und den feldarbeitenden Bauernstand. Vor dem Jahre 1848 war der Adel die „politische“ Nation und der Bauernstand die „arbeitende“ Nation. Der Adel beherrschte die Gesetzgebung und Verwaltung, er vertheidigte das Land gegen den äußeren Feind auf dem Schlachtfelde, während er im Innern der Gesamtmonarchie die Kräfte der Nation wahrte; er repräsentirte die Bildung, den Fortschritt und war auf den Gebieten der Geistesarbeit thätig. Das ist nun anders geworden. Mit dem Verlust seiner Vorrechte verlor der Adel seinen Grund und Boden oder vergeubete ihn. Industrie und Handel waren ihm verpönte Dinge; selbst den Ackerbau nahm er nicht ernst. „Der Bauer soll Ackerbau treiben“, sagte er, „der Jude soll handeln und der Zigeuner musizieren.“ Zugleich vermehrten sich seine Bedürfnisse, er verpachtete oder verkaufte seinen Grundbesitz oder warf sich, um die Stellung als dominirende Klasse zu behaupten, auf den Staat und bemächtigte sich aller Aemter und Mandate und aller vom Staat ausgehenden Begünstigungen. So behauptete er seine Herrschaft im Staat und in der Gesellschaft, aber nicht auf Grund seines Vermögens. Nun liegen sich die beiden großen Volksklassen, Adel und Bauernstand, in den Haaren. Der Grund des Streites ist die Armut auf beiden Seiten. Der Adel hat kein Geld und der Bauer hat kein Brot. Weder der kleine Grundbesitzer noch der Bauer ist im Stande, seine Steuern zu zahlen, die Gemeinde zu erhalten, sammt den

Geistlichen und der Schule, und die vielen anderen Lasten zu tragen, die der Staat ihm auferlegt. Sein Hab und Gut, sein Haus und Hof ist fortwährend mit Exekution bedroht. In früheren Zeiten öffnete der Grundbesitzer in den schlechten Erntejahren sein Kornmagazin und versorgte das Volk mit dem notwendigen Getreide zum Lebensunterhalt und zur Saat. Heute ist Das nicht mehr der Fall. Der Grundbesitz ist verschuldet und der Gutsherr muß die Zinsen zahlen; die Steuern und die kostspielige Bearbeitung der Felder verschlingen einen Theil seines Einkommens und er hat im Herbst nur so viel Getreide, wie er selbst braucht oder, um weiter wirtschaften zu können, verkaufen muß, und es bleibt nichts übrig, um dem Volk auszuhelfen. Der Bauer ist darüber ungehalten und erbittert; er meint, wenn er mehr Grund und Boden hätte, könnte er existiren. So wird der Gedanke einer „gleichen“ Vertheilung des Bodens zur fixen Idee: er erscheint als das einzige Rettungsmittel, das vor dem Elend schützen kann. In einem guten Erntejahr wird der Agrarsozialismus verschwinden, aber in den Jahren der Mittelernte sofort wieder auftauchen. Dazu kommt die schlechte Verwaltung und die Thatfache, daß der Adel jeden Einfluß auf das Volk verloren hat. Die Pächter aber — meist Juden — saugen den Bauern den letzten Blutstropfen aus. Adel und Bauernstand sind von einander getrennt, seit eine neue Klasse von Menschen, die jüdischen Pächter, sich zwischen sie gedrängt haben und jede Verständigung der beiden Klassen vereiteln. Der Gegensatz wird noch dadurch erhöht, daß der Militärstaat und die Bureaukratie fortwährend neue Forderungen an den Besitzer des Bodens stellen. Wenn der Bauer hört, daß eine neue Reform eingeführt wird, so weiß er schon, daß man seine Steuern wieder erhöhen wird. Im Komitat, im Parlament, bei den Gerichten begegnet der Bauer den adeligen Herren; und den Haß gegen das erdrückende Regierungssystem überträgt er auf die Personen — auf die „Herren“ —, die das System durchführen. Die Aufregung der Gemüther wird noch durch die kirchlichen Reformen gesteigert, weil die Geistlichen gegen die Civilehe agitiren und die Weiber fanatisiren. Es ist charakteristisch, daß die Bauern, so oft sie gegen die „Herren“ und die Behörden demonstrieren, zugleich die Abschaffung der Civilehe fordern.

Als man im Jahre 1852 die Führer des süddeutschen Bauernaufstandes vor den Reichstag rief, sagten sie: „Wozu sollen wir hingehen? Der Reichstag thut nichts für uns; er will nur immer, daß wir mehr zahlen sollen.“ Das Selbe gilt heute für Ungarn. Das Volk hungert und im Handumdrehen — vor leeren Bänken — wird ein Budget von 500 Millionen bewilligt. Den Geist, der die Regierung beseelt, charakterisirt am Besten der folgende Umstand. Vor vier Jahren, als am hiesigen Handelsplatz eine Krisis eingetreten war, stellte Weterle aus dem Valuta-Goldfonds den Banken 20 Millionen zu drei Prozent zur Verfügung. Heute giebt der Ackerbauminister den hungernden Arbeitern 100 000 Gulden zur Aushilfe. In den Kellern ist das Gold angehäuft zur eventuellen Valuta-Regulirung und wird dort noch lange liegen; aber um die Hungersnoth zu stillen, findet die Regierung kein Mittel. Die Manlicher-Gewehre werden gewiß die Unruhen unterdrücken, aber dadurch wird der Agrarsozialismus nicht aus der Welt geschafft; dazu wäre eine organische Hilfe nöthig, dazu brauchen wir schöpferische Politiker und nicht Regierungsmänner, die in den Tag hinein leben und nicht eine einzige Idee zur Beseitigung des Uebels hervorbringen.

Trotzdem liegt die größte Gefahr nicht in dem Agrarsozialismus selbst, denn das ungarische Volk ist viel zu nüchtern, um sich von den Anarchisten auf die Dauer dupiren zu lassen. Die höchste Gefahr für Ungarn liegt in der Verquickung des Bauernaufstandes mit der Nationalitätenfrage. Wenn es den Anarchisten gelingen sollte, die Agitation vom Alpbud nach Siebenbürgen unter die rumänischen Bauern zu tragen, dann werden wir Dinge zu hören bekommen, die die civilisirte Welt in Staunen versetzen werden. Die rumänischen Bauern werden wiederholen, was sie in den Jahren 1848 und 1849 gethan haben: sie werden zu Hunderttausenden das Land durchziehen und rauben, brennen und mordeten. Um einer solchen Katastrophe vorzubeugen, wäre es die Pflicht der Regierung, an die Lösung der Nationalitätenfrage zu schreiten oder wenigstens einen modus vivendi mit den Rumänen, Serben und Slowaken zu finden. Die Chauvinisten behaupten, Das sei unmöglich; man könne nur mit Gewalt die Nationalitäten niederhalten. Das ist falsch. Die überwiegende Mehrheit der Nationalitäten ist versöhnlich gesinnt, wird aber von den Ultras terrorisirt. Ein serbisch-kroatischer Führer, der oppositionelle Staatsmann von Zivkovic, veröffentlichte im Budapester Tagblatt einen Artikel, in dem er den Weg andeutete, der zur Lösung der Nationalitätenfrage führen könnte. Er sagt: „Die Mehrheit aller Nationalitäten würde die ungarische Staatsidee und die ungarische Sprache als Staatssprache anerkennen, wenn die Chauvinisten nicht zugleich forderten, daß die ungarische Sprache auch in allen Verwaltungszweigen — mit gänzlicher Ausschließung der Sprache der verschiedenen nicht ungarischen Nationalitäten — zur Geltung komme. Die Nationalitäten sollten durch Zulassung der Anwendung ihrer Sprache im Gemeinde-, Gerichts- und Verwaltungswesen zu ihrer Entwicklung freien Spielraum erhalten und ihr Schulwesen sollte in dem der nationalen Ausbildung entsprechendem Sinn geregelt werden. Schließlich verlangen sie die gerechte Eintheilung der Kreis- und Wahlbezirke, wodurch die gesetzliche Möglichkeit geboten würde, daß sie an den Staatsgeschäften verfassungsmäßig theilnehmen können. Auf diese Weise würde sich die ungarische Staatsidee auch bei den nicht ungarischen Nationalitäten Eingang verschaffen.“ Dieses juste milieu-Programm findet bei den Chauvinisten keinen Anklang; die Regierung aber ist den Chauvinisten gegenüber machtlos, denn nur dadurch kann Banffy sich noch halten, daß die Chauvinisten ihn als ihren Gesinnungsgenossen betrachten. Ein Abgeordneter der liberalen Partei gestand neulich im Parlament, daß er 5000 Gulden für seine Wahl aus der Parteikasse erhalten und daß die Regierung drei Millionen für die Wahl ihrer Parteimänner ausgegeben habe. Die Opposition war darüber ganz entrüstet; nicht so der Ministerpräsident, der in einem Interview erklärte: „Ich gebe zu, daß unser Wahlsystem zahlreiche Gebrechen aufweist. Das wird aber so lange dauern, wie wir mit staatsrechtlichen Fragen zu kämpfen haben, und so lange es eine Partei geben wird (die Kossuthpartei), deren Programm mit dem bestehenden Staatssystem kollidirt. Hört Das einmal auf, dann wird die Korruption überflüssig sein.“ Nach Banffys Erklärung ist heute also die Korruption bei den Wahlen unvermeidlich. Wozu dann die parlamentarische Komödie? Es wäre doch einfacher, die Beamten zu Abgeordneten zu ernennen und dadurch bei den Wahlen die drei Millionen zu ersparen.

Budapest.

Graf Nikolaus Bethlen.



Pygmalions Marmorbild.

Pygmalion: (an einer Apollo-Statue arbeitend)

Die Hand ist lahm, — der Thon, der einst beflissen
 Ein Diener meines Willens war, ist hart.
 Das ist nicht mehr des großen Künstlers Art!
 Ein tück'cher Gott hat mir die Kraft entzissen.
 Ich knete, drückte, wälze mich im Staube,
 Und wo ich einst den Stoff zum Größten fand,
 Im Thon, jetzt ist er nichts als nasser Sand.
 Mir fehlt der Flug des Geistes, fehlt der Glaube,
 Ja, mir fehlt Alles, was mich einst erfüllte:
 Der Gott, der mir die Liebesehnsucht stillte,
 Nahm mit der Sehnsucht mir des Künstlers Kraft.
 Kunst war die Liebe meine Leidenschaft,
 Doch aus dem Leiden floß ein frischer Quell,
 Und wenn am Schwersten mich der Schmerz erfaßte,
 Wenn alle Hoffnung in ein Nichts verblaßte,
 Dann ward's in meinem tiefsten Innern hell:
 Was ich im Treiben dieser Welt verloren,
 Das ward durch meine Kunst mir neugeboren.
 Doch jetzt, da Aphrodite mich erhört,
 Da keine Sehnsucht meinen Frieden stört,
 Weil meines Herzens letzter Wunsch gestillt
 Und jenes wunderbare Marmorbild,
 Von Blut durchfloßen und von Geist durchwebt,
 An meiner Seite mir als Gattin lebt,
 Jetzt, da die Göttin höchstes Glück mir lieh,
 Versagt der Arm und schweigt die Phantasie.

Psyche: (nicht singend)

Ein bunter Vogel schwebt hernieder,
 Singt helle, muntre Frühlingslieder,
 Ein Schmetterling umflattert ihn
 Und auf dem Felde Blumen blühen,
 Schneeglöckchen, Veilchen, blauer Flieder,
 Und alle singen heitere Lieder:
 Mir wird so wonniglich dabei,
 Das macht die Frühlingsmelodei.
 Geliebter, he? Wo weilest Du?

Pygmalion: Mein Kind, hast Du die Augen zu?
 Was birgst Du da in Deinem Schoß?
 Laß doch die Hand vom Kleide los.

Psyche: Das sind die Blumen, die ich brach.

Pygmalion: Du blutest —

Psyche: Weil die Rothe stach,
Die Wilde, die im Sterben sticht.

Pygmalion: Wie steht der Kranz Dir zu Gesicht!

Psyche: Ich wand ihn für des Meisters Haupt.
Dah' ich Euch schmückte, Herr, erlaubt.

Pygmalion: Der Kranz, mein Kind, gebührt mir nicht:

Als ich in Finsterniß mich wähnte,
Mich nach dem Sonnenstrahle sehnte,
Da schuf mein Geist mir selbst das Licht.
Du bist das Licht, das ich entzündet,
Du hast des Meisters Glück gegründet.
Doch meine Kunst ist wie geblendet,
Seit mir der Schalk ins Haus geflogen:
Einst war die Muse mir gewogen, —
Jetzt bleibt das Kunstwerk unvollendet.

Psyche: Das darf den Meister nicht erstaunen,
Der Marmor stillt nicht mehr Dein Sehnen,

Er kann nicht lachen, kennt nicht Thränen,
Weiß keine unster Weiberlaunen.

Was er Dir sagt, verstehst Du kaum,
Sein Leben ist ein blasser Traum.

Ich aber, ich bin Wirklichkeit:

Hier unter diesem weissen Kleid
Dürst Du mein Herz ganz deutlich schlagen.

Fühlst Du's? Sei still, Du hörst es schon,
Das eine Wort, Pygmalion.

Und da willst Du mit Kunst Dich plagen?

Pygmalion: Du bist ein Weib mit allen Tücken . . .

Psyche: Darf ich Dich jetzt mit Blumen schmücken?

Pygmalion: Wieh Deine Blüthen, süßer Traum,

Geweht aus Duft und Meereschaum.

Ich will vergessen, daß die Kraft,
In Stein zu hannen mein Empfinden,

Aus unbegreiflich dunklen Gründen
Für immer mir hinweggerafft.

Was ist die Sucht nach allem Glanz,
Was ist der Ruhm? Der Lorbeerkranz,

Wie well erscheinen seine Zweige,
Wenn ich an Deinen Lippen hänge,

Unendlich weitet sich die Enge,

Ich schlürfte Wonne bis zur Neige.

Pygmalion. Demophilos.

- Demophilos: Nun gut, mein Freund, ich will nicht lächeln,
 Ich billige den Liebesrausch,
 Und doch, — ein sonderbarer Tausch!
 Was Du empfängst, ist wie ein Adheln,
 Ist ohne Farbenpracht, ein Wust,
 Ist nur verkappte Sinnenlust,
 Die Du gemein hast mit der Heerde
 Der großen Menge auf der Erde,
 Ja, die das Thier erfährt als Brunst, —
 Und dafür opferst Du die Kunst,
 Die Dich befreit aus Erdengruft
 Und kühn emporträgt in die Luft,
 Auf jene himmelsnahe Flur,
 Auf der Dein Geist mit Götterstärke
 Phantastisch sich gestaltet Werke,
 Sich in den Dienst zwingt die Natur.
- Pygmalion: Aus Deinen Worten tönen wieder
 Die halb vergessnen Kindeslieder,
 Die längst entschwundene Jugendzeit,
 Mit ihrem Hoffen, ihrem Bangen
 Und dem unsagbaren Verlangen
 Nach höherer Glückseligkeit.
 Wer so wie ich nach Glück gerungen,
 Wer so gejauchzt und so gestöhnt,
 Der hat des Hoffens sich entwöhnt,
 Hat die Begeisterung bezwungen.
 Wo einst die Welt mir nicht genügte
 Und sich der stolze Sinn kaum fügte
 In die beschränkte Erdenbahn,
 Da streift' ich ab den falschen Wahn,
 Der mich so quälte zum Ermüden,
 Bis in den Traum hinein mich plagte,
 Und seit ich diesem Wahn entsagte,
 Bin ich fast glücklich, bin zufrieden.
- Demophilos: Weil Deinem Ohr der Sang nicht tönt,
 Hast Du des Schaffens Dich entwöhnt
 Und übst nicht mehr die Symphonie,
 Trüblich, unruhig, schmerzvoll.
 Glaub' mir, die Liebe, die Du fühlst,
 So viel Du auch mit Worten spielst,
 Sie ist kein Zeichen Deiner Stärke
 Und ist von Größe grundverschieden.
 Der Starke fühlt sich nur zufrieden,
 Wenn er sich Welten schafft durch Werke.

- Pygmalion: Was lockst Du mich zu neuem Schaffen?
Ich bin ergeben dem Gefühl.
- Demophilos: So spricht der Geist, der im Erschaffen:
Du opferst Ernst dem Kinderspiel.
- Pygmalion: Soll ich verlassen, die ich schuf,
Der ich zur Dankbarkeit verpflichtet?
- Demophilos: Sie hat die Kraft in Dir vernichtet!
- Pygmalion: Hinweg, — dämonisch klingt Dein Ruf.
- Demophilos: Es ist der Ruf aus göttlichem Gefilde,
Auf dem die Sonne neuen Ruhmes lacht,
Es ist ein wilder Sang aus grimmer Schlacht,
Du siegst: und es entspringt ein neu Gebilde.
Die Hoffnung schon erschütteret Deine Glieder, —
Leb wohl, mein Freund: Du siehst mich wieder.

* * *

Psyche. Pygmalion.

- Psyche: Ich sah Dich nie so aufgereg't,
Es stürmt in Dir wie Wirbelwind.
- Pygmalion: Was mich im Innersten bewegt,
Ist eine Welt, geliebtes Kind.
- Psyche: Die bösen Geister, die Dich locken,
Vertreibe sie von unsrer Schwelle.
- Pygmalion: Dein Bitten klingt wie Silberglöckchen,
So kindlich rein, so sonnenhelle.
- Psyche: Wenn Du mich liebst, was soll die Schlacht,
Der Friede ist's, den ich empfinde.
- Pygmalion: Du bist die Tugend, ich die Sünde,
Du bist der Strahl und ich die Nacht.
- Psyche: Pygmalion, was willst Du sprechen,
Was ist's, das furchtbar Dich ergreift,
Welch Schreckensplan ist Dir gereift!
Du willst mit Deiner Psyche brechen!
- Pygmalion: Mit Psyche? . . . Nie! Du wirst so blaß,
Du schauerst, zitternd wie vor Frost,
Und scheu senkst Du den Blick, — o laß
Ein Wort mich hören, mir zum Trost.
Sag, daß Du meiner Liebe traust,
Auch wenn mein Blut empor jäh wallt,
Wenn meine Zunge Thorheit lallt,
Daß Du auf meine Treue baust.

Gieb einem Bettler höchsten Lohn
Durch einen Laut —

Psyche: (hingerissen)

Pygmalion!

* * *

PSYCHE.

Psyche: Der Sonnenball senkt sich ins Meer,
Es leuchtet auf das Sternenheer
Und Nebel aus den Thälern fliehen, —
O' ist Zeit, ich will die Hütte schließen.
Ach, Psyche, Psyche, hab' Geduld,
Es ahnt mein Herz, er kehrt zurück,
Zu grausam wäre das Geschick,
Die Gottheit straft nicht ohne Schuld.
Es trieb ihn fort mit tausend Armen, —
Ließ mich allein mit meinem Jammer,
Hier sitz' ich nun in meiner Kammer
Und sehne mich bis zum Erbarmen.
In jedem Ton vernehm ich ihn,
Mein Aug' erspäht aus jedem Schatten
Den treulos mir entflohn'nen Gatten,
Ach, könnt' ich doch zurück ihn ziehn!
Komm her, Du Stuhl, auf dem er saß,
Du Cithar, die er herrlich spielte,
Als er noch Liebe für mich fühlte,
Als er die Welt mit mir vergaß.
Sing' wieder muntre Frühlingslieder
Vom Silberquell und Blüthenduft —

(Die Cithar erklingt ihr)

Es geht ein Schauer durch die Luft,
Ich fühle es: er kehrt nicht wieder.

* * *

Ein Festtag. Nicht ein Brunnen, und kein Wein fließt,
Bunter Volksgemenge.

- Ordner: Hinweg, Ihr Laffen, — Tod und Pest!
Was drängt Ihr, schon des Weines voll,
Ihr irrt natürlich Euch im Fest,
Nicht Bacchus feiern wir, Apoll.
Bürger: Schrei' uns doch nicht so ins Gesicht,
Uns kümmert nur der schöne Strahl,

Der spendet Wein heut ohne Wahl,
Zu weissen Ehren, schert uns nicht.

Trinker: Mein Freund, Du sprichst nicht mit Verunft.
Es will mich nämlich so bedünken,
Wohl schert es unsre Säusergunst,
Für welchen Gott wir uns betrinken.

Bettler: Ihr Herren, gebt vom Ueberflus
Doch einem Blinden Etwas ab,
Mein Leben gleicht dem dunklen Grab,
Durch Mitleid stärkt Ihr den Genuß.

Ritterknabe: Wie sitzt der Mann in sich gefauert,
Er sieht so krank und elend aus.
Ihn hungert bei dem Freudenschmaus,
Ich geb' ihm Gold, weil er mich dauert.

Ritter: Gib ihm die Börse, — gib sie ganz,
Doch was Du thust, Du mußt bedenken,
Durch Mitleid läßt kein Mann sich lenken,
Uns zwingt das Pathos der Distanz.

Dirne: (an Arm eines Soldaten):

Ob Du mirs glauben willst, ob nicht, ich schwöre,
Schon eine Woche bin ich tugendhaft,
Wenn ich Dein Liebeswerben heut erhöre,
Thu' ichs aus Leichtsinne nicht, aus Leidenschaft.

Junges Mädchen: (sitzen an der Seite eines Jünglings):

Mit Eurem Freund meint Ihr, — Ihr irrt,
(zerkren) Mir wird so bang hier und so heiß,
Das fühlt' ich nie, bin ganz verwirrt.

Jüngling: So liebst Du mich, mein Kind?

Sie: (toten) Wer weiß?

Dichter: (beiden Paaren nachsehend)

Die Liebe und ihr Zerrbild, die Gemeinheit:
Wie eine Welt so groß der Unterschied,
Wer Beide wähnt als eine Einheit,
Den geißle ich in meinem Lied.

Ein Zweifler: Ich rathe gut, wähl Dir den Knittel
Zu allen Deinen Liebesliedern,
Und hüt' Dich vor dem Zergliedern,
Der Zweck ist gleich, nur nicht das Mittel.

Dilettant: Begeistert bin ich stets und voll von Plänen,
Selbst dieses Fest hier führt mich zum Barnab, —
Und doch, ich fühls heraus, es fehlt mir was:
Ich zwing' kein Lächeln ab und keine Thränen.

Dichter: Mein Freund, ich will verrathen, was Dir fehlt,
Versteht Du, was die Welle Dir erzählt,
Begreifst Du ihr Geflüster als Gebet?
Du bist ein kluger Mann, doch kein Poet.

Bürger: Seht hin, sie bringen den Apoll.
Das Haupt, dem dieses Werk entsprungen,
War von des Gottes Geist durchdrungen,
Die Gottheit spricht aus jedem Zoll.

Weiber: Dein Urtheil ist kritikklos und banal,
Das Werk entspricht nicht meinem Ideal.
Ihr könnt den Meister tausendmal bekränzen,
Ich finde, eng gesteckt sind seine Grenzen.

Ein Weiser: Der spricht stets von der Menschheit Grenzen,
Hält Alles für verfehlt und schief,
Ist selbst total unproduktiv,
Die schlimmste Art der Impotenz.

(Die Tänzerinnen nähern.)

Chor: Rhythmisch heben sie den Fuß,
Senken ihn gleich wie zum Gruß,
In der Art liegt tiefster Sinn,
Schweigend spricht die Tänzerin.
Wie sie heben, wie sie beugen,
Schmiegsam sich zur Erde neigen,
Das ist Hoffen, Das ist Sehnen
In der Sprache der Hellenen.
Trommeln wirbeln, die Trompete
Tönt, es naht der Gott Apoll,
Senkt die Kniee zum Gebete,
Jeder ihm die Ehre zoll'.
Ihm, dem Tröster und dem Rächer,
Mit der Leier, mit dem Räder,
Hell umstrahlt vom Glorienschein,
Steht sein Bild aus Elfenbein.
Und der Mann, von Gott gesendet,
Der das Kunstwerk kühn vollendet,
Daß es unsre Insel süßne,
Naht am Arme seiner Phryne.
Seht, er gleicht dem Göttersohn,
Kühn entflammt aus seinen Blicken
Das begeisterte Entzücken,
Alles jauchzt: Pygmalion!

Pygmalion: Freu' Dich, Phryne, Du hast Theil
An dem rauschenden Triumph.
Als das Schwert mir alt und stumpf,
Gabst Du mir den Donnerkeil,
Gabst die Freiheit im Gefühl,
Sieh, Das ist des Künstlers Ziel,
Ist der schönste Himmelsgruß,
Freude, Freiheit im Genuß.
Wer kann meinen Raubsch erweisen,
Was vergangen, sei vergessen.

Erster Bürger: Was drängst Du mich, steh fest auf Deinen Weinen.

Zweiter Bürger: Es ist das Mädchen hier, sie scheint zu weinen.

(Psyche wird schamächtig)

Dritter Bürger: Da fällt sie um, wird bleich und blasser.

Zweiter Bürger: Das macht die Hitze, gebt ihr Wasser!

Dritter Bürger: Du armes Kind, vorhin blickt' sie so heiter!

Ordner: Gebt Platz, Ihr Bürger, unser Zug geht weiter!

* * *

Psyc h e.

Psyche: Die müden Füße schleppten mich zur Hütte,
Es ist vollbracht — der letzte schwere Gang.
Noch tönt im Ohr der rauschende Gesang.
Ihr Götter, höret Psyche's letzte Bitte
Und laßt mich träumen, was ich lang geträumt,
Zeigt das Gefilde wieder, das umsäumt
Vom rothen Goldesstrahl in ew'ger Stille
Den müden Geist mit süßem Schlaf umhülle.
O seht auf Euer Kind barmherzig nieder
Und wandelt in den Stein die kranken Glieder.
Nicht Worte sind' ich für mein heißes Sehnen,
Ich bitte Euch mit Seufzern und mit Thränen.

Chor: (von oben wachend) Deine Thräne wird zum Wort,
Deine Seufzer zum Gesang,
Führen Dich zum letzten Gang,
Zu dem heiß ersehnten Ort.
Alles Leben ist ein Wähnen,
Alles Lieben ist ein Sehnen,
Ohne Rast und ohne Ruh
Fagen sie dem Ende zu.
Doch die Gottheit lächelt mild,
Sei begrüßt, Du Marmorbild!
In den Adern fühlst Du schon,
Statt des Bluts den Marmor fließen,
Wenn sich Deine Augen schließen,
Träume von Pygmalion.

Psyche: Habet Dank, Ihr höchsten Wesen,
Süß zu träumen, heißt, genesen.
Seht, er naht, er liebt mich wieder,
Wie versteinert sind die Glieder,
Welches Summen, welch ein Ton, —
Döchstes Glück, — Pygmalion!

(Sie ist an die Knie gesunken, ihre Arme hängen sich erwartungsvoll nach vorn; da fällt ein heller Strahl auf das versteinerte Bild.)

Alfons Jaffé.



Berlin und London.

In den Zeitungen liest man seit Wochen, nur die Haltung des englischen Marktes drücke unsere Kurs- und Geldverhältnisse. Richtig ist, daß man jetzt in Berlin, Frankfurt, Hamburg jeden Morgen die letzten new-yorker Notierungen mit besonderem Eifer nachliest und jeden Mittag die Nachrichten über die londoner Tendenz gespannt erwartet, — schon deshalb, weil drüben Etwas vorgeht, während an unseren Börsen lethargie herrscht. Mindestens mitschuldig daran sind die Resorptionsgesetze, unter denen der oft besprochene Uebergang vom börslichen zum banklichen Effektenverkehr sich nur allzu rasch vollzieht; über Jahr und Tag freilich werden die früher zahlreichen Zwischenhändler, zu denen auch die Mittelfirmen zu rechnen sind, die Narben kaum mehr fühlen. Jetzt ist dieser Uebergang aber noch fühlbar und es wäre nützlich, wenn die Statistik feststellte, in welchen Branchen die Flüchtlinge aus dem Courtagen- und Spekulationsgebiet ihre Nahrung suchen.

Von einem lebhafteren Börsenverkehr ist also keine Rede mehr. In Berlin wirkt es heute schon wie ein Ereigniß, wenn auf dem Wallermarkt einmal ein Bankier oder dessen Vertreter erscheint und außer den bereits früher ertheilten Ordres eine plötzlich gefaßte spekulative Meinung zum Ausdruck bringt. Die große Spekulation hat eben aufgehört oder tritt, von hundert Augen bewacht und von hundert Köpfen nachgeahmt, doch nicht mehr in der früheren Form hervor. Den Großen fehlt die Vielheit der Gegenpartner, die einst bei relativ kleinem Depot in Privatbankhäusern spielen konnten. Vorläufig flüchtet dieses Publikum in die berliner Wechselstuben, deren Zahl noch durch die der Breslauer Diskontobank vermehrt worden ist. Das ändert aber an der Thatfache nichts, daß auch jetzt noch die meisten Wechselstuben nur wenig zu thun haben.

Behrreich ist freilich auch der scheinbare Einfluß Londons. In leicht erklärlichem Selbstbewußtsein glaubten die Meisten, die den Dingen fern stehen, schon, Deutschlands Bank- und Börsenwesen ruhe ganz in sich selbst und brauche sich um das Ausland gar nicht mehr zu kümmern. Da erschien am politischen Horizont die Ruba-Frage, die für unsere Interessen kaum ein Wölkchen bedeutet, — und nun blicken wir dennoch auf alle wechselnden Phasen des Zwistes so gespannt, als ob wir die Kapitals- und Handelsorgen der Engländer und Amerikaner zu theilen hätten. Man stößt da eben auf die geheimnißvolle Solidarität der Interessen, die mit „Brief“ oder „Geld“ im Kurzzettel nicht erklärt ist. An verschiedenen Stellen der Erde sind dunkle Punkte sichtbar geworden und Aller Augen richten sich auf England. So lange die Entschlüsse des amerikanischen Kongresses noch unbekannt waren, hätten die deutschen Börsen inkonsequent gehandelt, wenn sie den alten Glauben aufgegeben hätten, der in dem Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien überall nur new-yorker Baissemandoe wirksam sah. In Paris und London hat man sich bei solcher Unklugheit nicht so lange aufgehalten.

Es wäre falsch, wollte man den Mißerfolg der chinesischen Anleihe in England gerade auf die eben erwähnten Kriegsbesürchtungen zurückführen. Rein: in diesem Fall haben sich Englands Kapitalisten nur sehr national gezeigt. Während ihre Banken zu der Anleihe bereit gewesen waren, sobald ihnen Lord Salisbury das Interesse an der metallisch gesicherten Freundschaft mit China geschildert hatte,

schieß plötzlich, als der Termin näher rückte, das Bild verändert. Die ungeheuren Erwerbungen Rußlands in Ostasien waren bekannt geworden; und so wurde nur der halbe Betrag der Anleihe in England gezeichnet. Das deutsche Publikum war weniger vorsichtig. Als einzelne Zeichnungstellen bei uns so anständig waren, ihren Kunden mitzutheilen, daß sie die neuen Papiere in London bereits unter dem Subskriptionskurs haben könnten, bestanden die Hoffenden dennoch auf Zuthellung. Dabei hat das Publikum gewiß nicht der Frage nachgedacht, wie die Zinsenlast gedeckt werden könnte; die Zahl der Neugierigen wächst, die sich für den Modus interessieren, nach dem die Vikingölle einer genauen Verwaltung unterstellt werden könnten. Da übrigens in Berlin aus Hochadeligen und Bankleuten ein Konsortium zur Ausbeutung von Kohlenminen in Schantung gebildet worden sein soll, möchte ich nicht verschweigen, daß ich über die Qualität dieser Kohle recht Ungünstiges gehört habe. Aber es ist ja auch eine düsseldorfer Montanbank an dem Geschäft theilhaftig und so erfährt die Welt vielleicht bald Näheres über den Werth oder Unwerth des deutsch-chinesischen Heizmaterials. Es wäre wohl etwas gewagt, Baumwollfabriken zu gründen, nur weil Kohle in der Nähe sein soll; und es ist merkwürdig, daß unsere ohnehin gedrückte Textilindustrie für eine so wichtige Exportfrage bisher nicht das geringste Interesse gezeigt hat. Jedenfalls hat das Deutsche Reich die Mission erfüllt, die Auftheilung eines Riesenreiches zu eröffnen, von dem nun besser vorbereitete Mächte die größten Bissen ungenirt verschlingen; dabei berufen sie sich mit Recht auf das Beispiel Deutschlands, obgleich wir, trotz allem Prunk und Lärm der Demonstration, uns mit einem recht bescheidenen Antheil begnügt haben.

Die Banken, die für ihre Kunden noch Spanier liegen haben, mühten sich während der letzten Wochen mit Politik beschäftigen. So entstand ein Cirkular, das den unglücklichen Rentenbesitzern zwar die Einlösung des Aprilcoupons anzeigt, aber für den Julicoupon starke Zweifel ausdrückt und sogar den Rath durchblicken läßt, doch lieber zu verkaufen. Dieses Rundschreiben scheint einigen einflussreichen Zeitungsschreibern mißfallen zu haben. Ein anderes Cirkular, von dem man an der berliner Börse sprach, könnte noch unangenehmer wirken. Man — vielleicht auch nur ein Baissespekulant — wollte nämlich wissen, eine erste Bank habe ihrem Publikum zum Verkauf der Industriepapiere gerathen. Da ein solcher Rath weniger mit Politik als mit den hohen Kursen jener Papiere in Verbindung zu bringen wäre, kann man der an der berliner Börse verbreiteten Meinung kaum zustimmen, die Abwärtsbewegung werde nächstens beginnen. In New-York und London glaubt man, der Ausbruch eines spanisch-amerikanischen Krieges, der ja Handel und Industrie Beschäftigung verschaffen würde, werde, mit dem Schwinden der Unsicherheit, eine rasche Erholung bringen. Natürlich macht man sich schon jetzt auf interessante Entdeckungen, wie leere Proviantmagazine u. s. w., gefaßt, aber auch auf ein technisches Schauspiel ersten Ranges, das zeigen würde, wie ein zu Wasser und zu Lande ungerüstetes Volk mit dem ihm eigenen maschinellen Geist sich schnell in eine kriegerische und schlagfertige Macht verwandeln kann.

Die Aufmerksamkeit, die London jetzt auf sich lenkt, hat wohl auch zu dem Gerücht geführt, die Diskontogesellschaft wolle dort eine Filiale errichten. Von unseren Instituten hatte bisher die Hamburger Kommerzbank eine englische Filiale in der London and Hanseatic Bank, ferner die Gruppe der Meiningen Bank in der German Bank of London, die aber liquidirte. Ihnen folgte die Deutsche

und später die Dresdener Bank; auch die großen französischen Banken haben drüben Filialen. Es wäre an sich also nicht unwahrscheinlich, daß auch Herr von Hansemann über den Kanal ginge. Da man in Berlin eines Tages durchaus Hauße machen wollte, erzählte man, die Firma Samuel, Montagu & Co. sei von der Diskontogesellschaft erworben. Das wird zwar bestritten, aber die genannte Firma ist sehr reich und muß als ein erstes Haus in der Wechselarbitrage sehr liquide sein; dieser Umstand wäre bei einem Kaufpreis von mehreren Millionen Pfund für den Käufer nicht unwichtig. Wie die Dinge heute liegen, kann man unseren ersten Instituten noch eine Reihe der allergrößten Unternehmungen zutrauen; wir werden vermuthlich noch manche Kapitalvermehrung und manche Auffangung alter Firmen erleben.

In Rheinland-Westfalen ist einstweilen die expansive Kraft der Provinzbanken noch sehr groß. Dort giebt es Industriestädte, die trotz ihren 30 000 Einwohnern zu den verhältnißmäßig höchstbesteuerten der Monarchie gehören und in denen bisher eine Volksbank nach dem System Schulze-Delitzsch Alles war. Eine größere Provinzbank braucht also nur die Mitglieder einer solchen Genossenschaft einzuberufen, die ja recht gern ihrer Haftbarkeit ledig werden möchten, ihnen die eigene Aktie, falls der Kurs 130 oder 140 ist, in Tausch für die Antheile anzubieten, — und die Aktiengesellschaft würde in der nächsten Generalversammlung beschlossen werden. Zunächst kämen für solche Transaktionen in Frage: die Aachener Diskontogesellschaft, die Kommanditbank Peters & Co. in Arefeld und der Harmer Bankverein, während der Schaaffhausensche Bankverein, der in Emiffionsgeschäften eine größere Thätigkeit entwickelt, gegen eine Decentralisirung zu sein scheint. In einem Punkt dürften alle vier Banken übereinstimmen, selbst wenn sie es offiziell ableagnen: in einem gewissen Antagonismus gegen die Bergisch-Märkische Bank mit ihrer vorgehenden Aktivität. Die rheinisch-westfälischen Berichte lauten günstig, wenn auch einige Spekulanten das Gegentheil behaupten. Von der bloßen Erwähnung neuer Unternehmungen sollte man sich aber nicht blenden lassen. Hören wir z. B., daß von Deutschland aus Trambahnen in Argentinien „elektrifizirt“ werden sollen, so muß es doch erlaubt sein, sich zu erinnern, daß drüben Pferde und Futter spottbillig sind, während Kohle sehr theuer ist. Das wäre also ein Verlust bringender Fortschritt, wenn nicht von den schlauen Unternehmern eine List angewandt wird. Vielleicht aber bildet das Elektrizitätswerk, das in Argentinien arbeiten will, eine dritte Gesellschaft, der sie nur die theuren Maschinen liefert. Ein anderes erstes Etablissement begründet seine Aufsehen erregenden Preisherabsetzungen mit dem Rückgang der Rohstoffe, während doch Kupfer, Blei und Isolationmaterial hohe Preise haben. Man will eben dem Personal dauernde Arbeit verschaffen und hat, wie ich hörte, sogar drei Arbeitsschichten zu acht Stunden eingeführt.

Von der Stettiner National-Hypotheken-Kreditgesellschaft wurde viel gesprochen. Wenn man hofft, ihr würden unsere Pfandbriefinstitute mit Millionen Hilfe bringen, vergißt man eine Kleinigkeit. Diese Hilfe würde nämlich im Publikum den falschen Glauben hervorrufen, die soliden Hypothekenbanken hätten ein Interesse daran, den schlimmen stettiner Unfall zu vertuschen, — und dann wäre es mit dem festen Vertrauen auf die Sicherheit unserer Pfandbriefe für Jahre vorbei.

Pluto.



Notizbuch.

Das pariser Appellgericht hat das gegen Emile Zola gefällte Urtheil aufgehoben und das ganze Verfahren, dessen Hauptverhandlung vor den Geschworenen der Seine allein fünfzehn Tage währte, für nichtig erklärt. Die angeblichen Rechtsbeugungen, über die unsere journalistischen Zufallsjuristen so wundervoll zu wettern wußten, sind für diesen Kassationspruch nicht in Betracht gekommen; sie wurden sogar von dem Referenten und dem Oberstaatsanwalt, die dem Angeklagten und Verurtheilten doch offenbar wohlwollend gesinnt waren, nicht als vorhanden anerkannt und werden selbst in unseren Dreyfußblättern nur noch schüchtern erwähnt, seit Mittelstaedts Artikel in der „Zukunft“ erschienen ist und der Rechtsanwalt Dr. Staub in seiner Deutschen Juristen-Zeitung gesagt hat, ein Verteidiger, der sich vor deutschen Gerichten so benähme, wie der gepriesene Herr Labori es vor dem pariser Schwurgericht that, würde ungefähr eine halbe Million an Disziplinarstrafgeldern zu zahlen haben. Das Appellgericht hat die Wichtigkeit des Verfahrens ausgesprochen, weil der Straf Antrag gegen Zola, statt von dem der bewußten Rechtsverletzung beschuldigten Kriegsgericht, von dem Kriegsminister Billot gestellt worden war, dem dazu die rechtliche Legitimation fehlte. Man könnte sich darüber wundern, daß dieser grobe Irrthum den der Regierung zur Verfügung stehenden Juristen so lange verborgen blieb; aber auch Zolas Freunde, an deren Spitze zwei frühere Justizminister und die Advokaten Demange, Labori und Clemenceau standen, haben ihn ja nicht bemerkt und man muß deshalb annehmen, daß die Rechtslage nicht ganz so klar war, wie sie jetzt scheint. Das kann uns, die wir uns nicht ohne zwingende Nothwendigkeit in die inneren Angelegenheiten anderer Länder, und besonders Frankreichs, zu mischen wünschen, übrigens ziemlich gleichgültig sein. Wir brauchen auch nicht neugierig zu fragen, welche Mittel etwa angewandt worden sein könnten, um heimlich auf den Appellhof zu wirken, ob er sich für den Schimpf rächen wollte, den die Regierung seinem aus den Panamahändeln bekannten Mitgliede Quessnan de Beaurepaire schweigend zufügen ließ, oder ob von irgend einer Seite politische Intriguen angezettelt worden sind, um dem Ministerium Moline kurz vor den Wahlen noch Schwierigkeiten zu schaffen. Ein Ministerium, das sich solange am Ruder hält, hat, nach Bismarcks Wort, immer mit der haino inassouvie der Leute zu rechnen, die selbst gern endlich an die volle Schüssel gelangen möchten. Herr Moline hat bisher aber im Verlauf der heißen Sache eine so ungewöhnliche Gewandtheit bewiesen, daß ihn auch der neueste Streich kaum ernstlich schrecken wird. Er kann ruhig sagen: Wir haben erreicht, was wir wollten; ein Volksgericht hat in voller Freiheit Zola zu der schwersten Strafe verurtheilt, mit der das Gesetz sein Vergehen bedroht, und der Spruch des Appellhofes hat den Zweiflern gezeigt, daß in unserem Frankreich die Politik nicht die Justiz hemmt, daß vielmehr das Recht herrscht, das strenge, heilige Recht allein. Es wäre immerhin unangenehm gewesen, einen Mann vom Range Zolas ein Jahr lang im Gefängniß festzuhalten, selbst wenn dieses Gefängniß so fidel ist wie die politische Abtheilung von Sainte-Pelagie. Daß dem großen Epiker dieses Schicksal nun erspart bleibt: darüber dürfen auch Die sich freuen die mit Mittelstaedt finden, Zola habe „die über ihn verhängte Strafe im vollsten Maße verdient“. Er hat üble Mittel angewandt, eine betrübende Unkenntniß der Rechtszustände verrathen, allzu sehr — und allzu spät — an die Art erinnert, wieder gerade von ihm so grausam verspottete Victor Hugo Politik zu treiben pflegte

und durch mangelndes Augenmaß sein Vaterland hart an den Rand des Abgrundes gebracht; aber seine Absicht war rein und er bedeutet der für den Kulturwerth großer Dichtung empfänglichen Menschheit zu viel, als daß man wünschen könnte, ihn ein Jahr lang der Bewegungsfreiheit beraubt zu sehen. . . In deutschen Blättern las man, er sei jetzt „freigesprochen“ worden; diese Angabe ist natürlich falsch und beweist leider wieder einmal, daß unsere Drehsüßler sich noch immer nicht entschließen können, die Sache mit der besonders für Deutsche gebotenen kühlen Ruhe und Objektivität zu behandeln. Und doch sollten sie inzwischen gemerkt haben, was ihr Wüthen schon angerichtet hat. Der Antisemitismus ist im Kreise gebrungen, die ihm früher verschlossen waren; und der Aufsatz *Après le procès*, den Ferdinand Brunetiére im zweiten Märzheft der *Revue des deux mondes* veröffentlicht hat, lehrt, daß ein tiefes Mißtrauen gegen jüdisch-kapitalistische Machenschaften undurchsichtigen Wesens in Frankreich heute bereits die feinsten Geister ergriffen hat. Das mag man bedauern; staunen darf man darüber nicht. Hier ist die Möglichkeit, daß der frühere Hauptmann Alfred Drehsus unschuldig ist, immer betont worden; aber hat man je erlebt, daß für einen angeblich unschuldig Verurtheilten eine Welt alarmirt und, gegen alle offiziellen und populären Gewalten, gegen die Regierung, das Heer und die Volksstimmung, von einer winzigen, aber an Kapital reichen Minderheit der Kampf Jahre hindurch fortgesetzt wurde? Das Kapital hat nie eine stärkere Kraftprobe abgelegt; und da dieses Kapital zum großen Theil im Besiz von Israeliten ist, kann kein Verständiger sich wundern, wenn die Antisemiten sich vergnügt die Hände reiben und wenn gerade jetzt als Ausdruck höchster politischer Weisheit das Bild *Forains* betrachtet wird, das einen reichen, feisten Hebräer an seinem Geldschrank zeigt und die — von Drumont und seinen Teuten auf die Entscheidung des Appellhofes bezogene — Unterschrift trägt: *Patienco! . . . Avec ça, on a le dernier mot!*

In Elberfeld wurde am letzten Märztag ein Bismarck-Denkmal enthüllt. Die Einladung zur Feier hatten die folgenden Herren abgelehnt: die Kommandirenden Generale des siebenten und achten Armeecorps, die Kommandeure der vierzehnten Division und der siebenundzwanzigsten Brigade — die Generale von Gorge, Erbgroßherzog Friedrich von Baden, Heinrich XVIII. Prinz Reuß, und der Generalmajor von Schierstedt —, der Oberpräsident der Rheinprovinz, Excellenz Raffe, und der Landeshauptmann der Rheinprovinz, Geheimrath Klein. Alle diese Herren waren durch „unaufschiebbare Geschäfte“ verhindert, der städtischen Feier beizuwohnen.

Nicht weit von Elberfeld liegt Essen, die geschäftliche Hauptstadt des Ruhrkohlenreviers. Da sollte im März ein Konzert veranstaltet werden, dessen Ertrag den Angehörigen der Opfer des letzten großen Grubenunglücks überwiesen werden sollte. Die Grubenverwaltung erklärte aber, für die Hinterbliebenen sei schon ausreichend gesorgt; und so ließ man den Konzertplan wieder fallen. Schade. Falsche Scham ist auf Kosten der Ärmsten stets recht übel angebracht. Gewiß hat die Grubenverwaltung nicht nur ihre rechtlichen, sondern auch ihre moralischen Verpflichtungen erfüllt und ihr Verhalten verdient keinen Tadel; aber war es deshalb denn nöthig, die private Wohlthätigkeit in ihrem Walten zu hemmen? Ein paar Zahlen werden die Antwort erleichtern. Nach dem Gesetz erhalten 19 kinderlose Wittwen jähr-

lich zwischen 275 und 151, im Durchschnitt 224 Mark oder 62 Pfennige auf den Tag. 39 Wittwen, von denen die meisten mehr als zwei Kinder haben, erhalten jährlich im Durchschnitt 644 Mark oder 1,77 Mark auf den Tag. Das sind für eine Stadt, wo der Kommandirende General 31 000, der Divisionär 19 000 und der Oberbürgermeister — abgesehen von dem wahrscheinlich hohen Einkommen als Mitglied des Aufsichtsrathes einer Straßenbahngesellschaft — 24 000 Mark jährlich bezieht und wo mehr Millionäre wohnen als in mancher königlichen Hauptstadt, am Ende wohl nicht gerade glänzende Jahreseinnahmen und man braucht nicht Sozialdemokrat zu sein, um zu wünschen, so schroffe Gegenätze möchten beseitigt oder doch gemildert werden. Am vierten Mai 1897 wurden bei dem Brand in der pariser rue Jean Goujon 124 Menschen getödtet; die Mehrheit der Hinterbliebenen war so gestellt, daß ihre Monateinnahmen ungefähr den Jahrespensionen gleichen, auf die in Essen die höchsten civilen und militärischen Würdenträger Anspruch haben. Dennoch verschmähte man damals die private Wohlthätigkeit nicht. Eine Dame gab 200 000, der Deutsche Kaiser spendete sofort 10 000 Francs und die vom Zigarro veranstaltete Sammlung brachte in einer Woche 229 000 Mark. Nach dem westfälischen Grubenunglück, das 116 arme Teufel tödtete, brachte die von dem verbreitetsten Annoncenblatte der reichen Stadt Düsseldorf veranstaltete Sammlung nach fünf Wochen 262 Mark. Um die selbe Zeit kam ein Delegirter der Vaterländischen Frauenvereine aus Berlin ins Ruhrkohlenrevier, um „im Allerhöchsten Auftrage Unterstützungen zuzuweisen und die noch im Krankenhause weilenden Verletzten zu besuchen“. Trozdem wäre der Ertrag eines Wohlthätigkeitskonzertes den Armen gewiß nicht unwillkommen gewesen.

Im Berliner Tageblatt las man neulich: „Umfangreiche Modernisirungen und Umbauten sind auf dem in der fieler Staatswerft liegenden Prunkschiff ‚Hohenzollern‘ im Gange. Im Ausrüstungsbassin ist man damit beschäftigt, die Masten herauszuheben und durch neue zu ersetzen, die fast fünf Meter höher sind als die alten. Durch diese Erhöhung der Takelage wird der Gesamteindruck der ‚Hohenzollern‘ ein noch imposanterer werden. Im Innern werden die Gemächer des Kaiserpaars aufs Prachtigste renovirt. Die Stufen der vom Deck nach den königlichen Gemächern führenden Treppen erhalten Granitkinolesum, die Räume eine prächtige Ausstattung. Auf dem Brückendeck erheben sich zwei eigenartige Baldachine für den Aufenthalt des Kaiserpaars. Auch eine Schiffspost wird an Bord eingerichtet. Nach der Rückkehr von einer mehrwöchigen Uebungsfahrt wird am Heck ein prachtvoller, von Säulen getragener Balkon mit einer Galerie angebracht werden, der in direkter Verbindung mit den kaiserlichen Gemächern stehen und eine ganz besondere Zier der Kaiserjacht bilden wird.“

„Ein Mitglied des Censorenamtes vom höchsten Range richtete an den Kaiser von China einen Appell, worin das ganze Tjungli-Damen angeklagt wird, mit russischem Gelbe bestochen zu sein. Die hierfür ausgegebene Summe übersteige zehn Millionen Taels. Si-Dung-Tschang allein habe 1 1/2 Millionen Taels erhalten. Der Censor fügt hinzu, er verlange eine Untersuchung und erbiete sich, sich enthaupten zu lassen, wenn Si-Dung-Tschang seine Unschuld beweisen könne; dagegen verlangt er, daß Si-Dung-Tschang hingerichtet werde, wenn ihm seine Schuld bewiesen werde.“ Also meldete Reuters Depeschensbureau neulich aus Tientsin. Es klang ein Bißchen chinesisches, aber

China ist jetzt ja Trumpf und wir müssen uns mählich in die Sitten der Skuliheimath schicken. Herr Professor Hans Delbrück ist nicht Mitglied des Censoramtes vom höchsten Range und ich habe nie die Gelbe Jacke getragen, nie mich, wie der edle Li, in der Gunst der Monarchen und Plutokraten gefonnt. Das Verfahren aber, das der treffliche Hans Tappas mir gegenüber anzuwenden für passend hält, erinnert recht anmuthig an den Inhalt des Reuters-Telegrammes. Ich habe ihm, als er mich durch allerlei ungreifbare Schimpfreden provoziert hatte, drei Punkte genannt, in denen sein Vorgehen als Redakteur und Professor mir nicht anständig schien, während es in seinen Augen offenbar als anständig galt. Darauf hat er nicht mit einer Silbe geantwortet, wohl aber die dunkle Drohung ausgestoßen, er habe für „meine ehrenrührige Handlungsweise einen urkundlichen Beweis in Händen“. Ich ersuchte ihn „zunächst“, diesen höchst interessanten Beweis ohne Zäumen zu veröffentlichen, — wenn es ihm beliebt, in der „Zukunft“, die ich, als dazu besonders geeignet, gern zur Verfügung stelle. Aber Herr Delbrück will nicht. Er hat an alle berliner Zeitungen — an manche, deren Leiter es doch nicht ganz korrekt fanden, nur den Schimpfer zum Wort kommen zu lassen, ohne Erfolg, wie ich rühmend hervorheben muß — einen „Offenen Brief an Herrn Maximilian Harden“ verschickt, der den folgenden allerliebsten Satz enthält: „Wenn Sie es nicht selber wissen, daß das Urtheil über ein Wort, wie ich es gesprochen habe, dem Richter gebührt, so lassen Sie es sich sagen: auf die Beschuldigung einer ehrenrührigen Handlungsweise antwortet man nicht, indem man Beweise verlangt, sondern, indem man klagt.“ In der feierlichen Grobhanzerei ist namentlich das „man“ ganz reizend. Wenn Sie es nicht selber wissen, mein theuerster Herr Delbrück, so lassen Sie es sich sagen: es giebt im Deutschen Reich und in den ringsum liegenden Ländern sehr viele und sehr ehrenwerthe Männer, die auf eine aus dem Hinterhalt geschleuderte Beschimpfung unter keinen Umständen mit einer Klage, sondern, nach ihrer Standesitte, mit einer Herausforderung antworten würden. Und es giebt, besonders im politischen Leben, sehr viele Andere, die sich mit schweigender Betrachtung begnügen würden. Bismarck hat, seit er nicht mehr Kanzler ist, nie wegen Beleidigung oder Verleumdung geklagt und sein kleinerer Antipode Eugen Richter hat die wildesten Beleidiger niemals vor ein Schöffengericht geschleppt. Neman schwieg, als er beschuldigt wurde, von Rothshülb bestochen zu sein. Auch Comprecht hat nicht geklagt, als Sie ihm literarischen Diebstahl und „Humbug“ vorwarfen, Herr Hans Delbrück, und Sie haben, als er Ihren Anwurf als „Schmutz“ bezeichnete und Sie später der „kinlichen Verdrehung“ seiner Worte bezichtigte, von einer Absicht, ihn deshalb zu verklagen, bisher kein Sterbenswörtchen gesagt. Mit dem generalisirenden „man“ müßten Sie also hübsch vorsichtig sein. . . Aber ich habe nicht das geringste Bedürfniß, mit Herrn Delbrück Offene Briefe zu wechseln, nicht den mindesten Wunsch, seiner gespreizten Pathetik nachzuahmen; für mich bleibt die Sache im Bereich der — niederen — Komik. Ich hätte viel zu thun, wenn ich alle Widthe verklagen wollte, die irgendwo Verleumdungen gegen mich niederlegen, und werde, ohne von Prinzenerziehern a. D. Belehrung zu erwarten, für etwa nöthige Kämpfe stets die Waffen wählen, die mir für den besondern Fall geeignet und nützlich scheinen. Herrn Delbrück habe ich „zunächst“ aufgefordert, seinen „urkundlichen Beweis“ zu veröffentlichen und die Wahrheit seiner übrigen Beschuldigungen zu beweisen. Das that ich, weil ein Prozeß Monate lang dauert und weil es mir unverantwortlich scheint, mit der Enthüllung einer von einem an weithin sichtbarer Stelle wirkenden Manne angeblich begangenen „Insamie“ so lange zu warten. Auch haben

wir gerade in den letzten Jahren mehr als einmal erlebt, daß öffentlich unlauterer Dinge beschuldigte und wirklich fleckige Leute den Mund weit aufreißen und riefen: Die Klage ist bereits eingeleitet und die schändlichen Verleumder u. s. w. ! Sie sagten sich: Bis zum Termin vergeht Zeit, ein Termin läßt sich hinauschieben oder vertagen, — also können wir noch ein Weilchen wenigstens den gekränkten Ehrenmann spielen. Ich habe keine Veranlassung, Ärger zu schlagen oder einen Jörn zu markiren, den ich nicht empfinde. Herr Delbrück hält es für passend, mit seiner Enthüllung, von der er sich also keinen überwältigenden moralischen Eindruck versprechen kann, noch ein paar Monate zu warten. Ich würde nicht eine Sekunde zögern, einen Menschen, dessen ehrenrührige Handlungsweise mir urkundlich erwiesen ist, unschädlich zu machen. Aber der Geschmack ist verschieden und ich habe mich in der Erwartung nicht getäuscht, daß der Herr Professor die besondere Art seiner Geschmacksrichtung durch weitere Publikationen verrathen würde. Sein Offener Brief ist als Selbstanzeige unbezahlbar. Wenn der geschmackvolle Jugendlehrer aber geglaubt haben sollte, ich würde mich des Prinzipes wegen weigern, vor das Schöffengericht zu gehen, und ihm im engsten Kreis der Getreuen wenigstens die Rolle des braven Mannes lassen, der sein Reinigungswerk nicht vollbringen kann, weil ein Unreiner ihm ausweicht, — dann freilich hätte er sich getäuscht. Zur Vorlegung eines urkundlichen Beweises braucht man keine Gerichtsverhandlung. Aber ich habe nie daran gezweifelt, daß Herr Delbrück die Sache hinziehen will und habe, um Das auch Anderen zu beweisen, „zunächst“ — nachdem ich mich schon vorher um einen Anwalt bemüht hatte — die öffentliche Aufforderung an ihn gerichtet. Er verweigert die Aussage und wird nun natürlich vor das Schöffengericht gestellt werden. Ich habe ihn verklagt, — nicht, wie er gern glauben machen möchte, weil ich das Bedürfnis empfinde, meine Unschuld zu beweisen, sondern, weil ich ihn auch aus seinem letzten Schlupfwinkel verdrängen und zeigen will, wie der Mann aussieht, der die Ehre hat, an der berliner Universität Lehrer der Jugend zu sein. Wie Lassalle einst zum Herrn Wadernagel, so spreche ich zu ihm: „Sie haben mich gezwungen, in Sie einzutreten; doch es soll wenigstens nicht Ihr Vortheil gewesen sein!“ . . . Und dabei fällt mir ein: der Vergleich mit dem chinesischen Denunzianten hinkt. Der Mann aus dem Reich der Mitte jagt doch offen, welcher Schandthat er den Träger der selben That beschuldigt, während ich nicht einmal ahnen kann, welches schändlichen Verbrechens ich angeklagt bin. Aber eine gewisse Ähnlichkeit mit dem chinesischen Handel ist doch vorhanden: denn auch diese Sache wird, so hoffe ich, den Kläger oder den Angeklagten am Tage des Gerichtes den Kopf kosten.

Unter den Lehrern und Lehrerinnen der berliner Volksschulen herrscht Jubel: ihre ohnehin schon so überreichlichen Einnahmen sollen vermehrt werden. Zwar ist die Gehaltskala des Herrn Schulregenten Bertram, die z. B. den Wohnungszuschuß für verheiratete Lehrer von 650 auf 648 Mark herabsetzen wollte — „Das läßt sich vierteljährlich besser verrechnen“ —, nicht angenommen worden. Aber die rühmlichst bekannte Firma Bertram & Co. sucht eifrig weiter und wird gewiß eine Skala finden, die weder die mittleren noch die unteren noch gar die oberen Gehaltsstufen verbessert und doch den Schein großmüthigsten Wohlwollens mahrt. Die Damen und Herren, die an berliner Volksschulen ihres Amtes walten dürfen, jubeln schon jetzt. Hoffentlich wird das Ei des Bertram bald gefunden, damit die reich Beschenkten, wie alle übrigen Freunde der „Zukunft“, ein helles und frohes Osterfest erleben können.